Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart Kulturphilosophie / **Richard Strauß**: Musik / **Georg Brandes**: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von **Hugo von Hofmannsthal**: Lyrik.

Nummer 3 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 17. Januar 1908

Preisausschreiben.

Wir wiederholen hiermit unser Preisausschreiben, an dem sich Jeder, gleichviel, ob er Abonnent des „Morgen" ist oder nicht, beteiligen kann. Bedingung ist, daß der Umfang der Novelle acht Seiten nicht übersteigt, und daß die Arbeit bis zum 15. März in Händen der Schriftleitung ist. (Anonyme Zusendung ist nicht erforderlich.) Die beste Novelle erhält den Preis von Mk. 2000.— Das Preisrichteramt haben übernommen: Professor Georg Brandes, Kopenhagen / Universitätsprofessor R. M. Meyer, Berlin / Carl Hauptmann, Mittelschreiberhau / Dr. Artur Landsberger, Berlin / Otto Julius Bierbaum, Fiesole / Ernst Freiherr von Wolzogen, Darmstadt.

Zwischenspiel.

Reminiscere. Als Ferdinand Lassalle am 16. Januar 1863, also (merkwürdig) heute vor vierundvierzig Jahren von der (sehr merkwürdig) vierten Kammer des ehemaligen Berliner Stadtgerichts wegen „Gefährdung des öffentlichen Friedens" zu (merkwürdig) vier Monaten Gefängnis verurtheilt wurde, ließ er das Urtheil drucken und gab seiner Begründung einen Commentar mit auf den Weg, der mit den Worten schloß: „Und nun gehe hin, Urtheil! Lieber wollte ich vier Monate im Gefängnisse sitzen, als an deiner Stelle sein, als sein wie du; und glaube mir: es werden gar viele sein, die, wenn sie eine solche Alternative hätten, wählen würden wie ich!" Für das am 4. Januar von der vierten Strafkammer des Landgerichts Eins zu Berlin gefällte Urtheil empföhle sich dasselbe Verfahren. Und wenns kein Andrer thut . . . Die Empfindungen Lassalles sind mir nicht allzufern. Wir reden noch davon. Heute nur: vor acht Tagen stellte ich eine Reihe Fragen und bat um Auskunft. Bis heute warte ich vergebens auf Antwort. Ich hoffe, sie kommt recht bald und fällt recht deutlich aus. Und da ich grade von Fragen rede: ists wahr oder ists nicht wahr, daß man die Frau von Elbe mit der Drohung mürbe zu machen suchte, es würden, wenn sie nicht eine Revision ihres Erinnerungsvermögens vornehme, Angriffe gegen ihre Frauenehre erfolgen, die ihr jetzt vielleicht sehr unbequem werden könnten? Ich bitte um Auskunft. Ferner: Der Geheime Justizrath und Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel fragte Herrn Dr. Magnus Hirschfeld (einen Mann, nehmt Alles nur in Allem), ob er wieder ein Gutachten abzugeben gedenke, und schüchterte

den Herrn mit der Erklärung ein, daß er in diesem Falle dem Gutachter recht unbequeme Fragen zu stellen gedenke. Herr Magnus Hirschfeld fiel auf den Rücken, revozierte feierlich und gab ein dem Angeklagten ungünstiges Gutachten ab. Die „objektivste Behörde der Welt“ aber hatte plötzlich nicht mehr das Bedürfnis, die angedrohten Fragen zu stellen. Das sei festgestellt. Ferner: Herr Landgerichtsdirektor Lehmann gehörte dem Gerichtshof an, der, im Dezember 1900, den Bankier Sternberg, auf Grund von ein paar, nicht mühelos erhaltenen, Prostituirtenaussagen, ins Zuchthaus schickte und von Harden in der „Zukunft“ etwas unsanft angefaßt wurde. Das sei festgestellt. Ferner: Dieser Gerichtshof hat damals den Vertheidiger Sternbergs, den Justizrath Sello, als Zeugen vernommen, und auf Antrag eines jungen Staatsanwalts (den Herr Isenbiel am Schluß höchlichst belobte) nicht vereidigt. Auch Das sei festgestellt. Et hoc meminisse juvabit. Ich enthalte mich aller Aeußerungen, aller wohlfeilen Commentationen, und bemerke, daß ich noch immer eifrig bemüht bin, mir den Glauben zu wahren, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins zu Berlin lediglich dem Druck unbewußt wirkender Umstände erlegen ist.

*

Chronica. Auch in Aethiopien giebts warme Brüder. Ein Rudel Hitzköpfe schwärzester Couleur stattete den Italienern um die letzte Dezembermitte einen Besuch in Lugh ab und führte eine Fantasia auf, die dem Europäerhäuflein gefährlich zu werden drohte. Genau ein Jahr nach der Unterzeichnung des englisch-französisch-italienischen Abkommens. Wer die Initative zu dem reizenden Spielchen ergriffen, wer es ersonnen hat, steht noch nicht fest. Möglich, daß Herrn Tittoni die Lorbeern Pichons (dessen letzter Streich wieder meisterhaft; wie die Haltung unserer Presse) nicht schlafen lassen; möglich auch, daß der schlaue Menelik nicht Lust hat, das Schicksal Abduls Aziz zu theilen und den Harrenden einen kleinen Wink geben wollte, daß er trotz des Alters noch immer mit Späheraugen die Dinge dieser Erde betrachtet. Jedenfalls ein Handel, der uns vorläufig nichts angeht. Konnten, mußten wir nun nicht still sitzen? Nein; schon liest man wieder, daß wir uns bei der diplomatischen Aktion beteiligen wollten, die den alten Fuchsen zur Raison bringen soll.

*

Fraktion loquax. Am zehnten Januar wurde im preußischen Landtage über die freisinnige Interpellation gesprochen, die die Regierung um Einführung des Reichstagswahlrechts und andere Wahlbezirkeintheilung ersuchte. Wochen, Monate lang schon hörten wir von der geplanten großen That, von ihren möglichen Folgen, ihrem Einfluß auf die innere Politik des Reiches. Hörten, wie der Freisinn endlich sich besinnen, der Welt zeigen wolle, daß er in der vor Jahresfrist geschlossenen Vernunftehe mit den Conservativen das männliche Element darstelle. Viele haben an das nahende Wunder geglaubt; geglaubt, daß die Herren Wiemer, Kopsch, Müller-Meiningen und Genossen sich endlich wieder auf ihre Pflicht besännen. Hundertmal wurde den Lesern ja erzählt, daß des Kanzlers Geschick in den Händen der neuesten Dreieinigkeit liege. Nun wird, nun muß sichs doch zeigen? Kein Gedanke. Fürst Bülow kennt die Herren zu genau und hat, als kluger Kopf, von König Eduard und Clemenceau gelernt, wie man mit Schwätzern umgeht. Seine Antwort auf die Interpellation war eine glatte Absage, von einer Schroffheit, wie sie kaum je einer Regierungspartei zu Theil geworden ist. Die Absage zu motiviren, fand er überflüssig (Mit Recht; die Folge hats gelehrt). Eine Partei von Selbstachtung hätte nach so schwerer Provocation den einzig möglichen Weg, der ihr zu gehen blieb, nun ohne Säumnis beschritten. Richters haltlose Epigonen empfinden anders. Prompt wird, ohne Widerstand, Alles heruntergewürgt, was man zu schlucken

bekommt. Nur nicht verrathen, daß man fast am Ekel stirbt; nur — man sieht: die Rollen haben gewechselt — nur keine inneren Krisen. Und das läßt sich „entschiedenen Liberalismus“ schimpfen, hält sich für eine Kulturmacht, den Repräsentanten zukunftträchtiger Werthe? Wo, wann je hätte das Centrum, das ihr wie eine feile Dirne zu schmähen wagtet, dessen Umfälle ihr durch Jahre hin mit Hohn und Spott überschüttet habt, sich so verächtlich an seinen Grundsätzen, seiner Vergangenheit vergangen? Mit dem Finger wird künftighin die Schande auf Eure betriebsame Impotenz weisen, der Zeichner dieser Zeiten fragen, wie Furcht und Bescheidung sich in diesen Geführtenschädeln begrenzte. Auch von „Freisinn“ sprechen? Nein. Der ist mit den Führern gestorben. Und das haltlos durch unsre Tage schwankende Häuflein ist längst zur Fraktion loquax geworden. Karl Schnitzler.

Die indische Frage. Von Andrew Carnegie.

Was denken Sie über Indien? Diese Frage stellt man jeden Tag an mich. Ich glaube aber, daß einer, der an den außergewöhnlichen Reichtum und die besonderen Vorzüge Amerikas, dieses bevorzugten Lieblings des Glückes, gewöhnt ist, sehr leicht geneigt ist Indien zu unterschätzen. Wenn ich nach dem urteilen soll, was ich gesehen habe, so kann ich nur sagen, und das als aufrichtiger Freund Englands: Könnte es sich noch heil und mit Ehren aus der Sache ziehen! Im Augenblicke das Land preiszugeben ist selbstverständlich außer Frage; England hat auf weite Landstrecken hin das einheimische Regierungssystem vernichtet und muß nun versuchen, die ruhmvolle Aufgabe fortzusetzen diesen Millionen die Segnungen einer geordneten Regierung zu geben. Wollte es das Land sofort aufgeben, so würde dieser Rückzug das Signal zu einem allgemeinen mörderischen Kampfe sein, Ströme von Blut würden fließen und Gewalttätigkeiten geschehen, wie sie die Welt bisher noch nicht gesehen hat. Aber wenn England heute Indien als Geschenk erhalten würde und ich für England entscheiden dürfte, ich würde sagen: Dankend abgelehnt! Es scheint jetzt gerade Mode zu sein, von Indien als dem herrlichsten Juwel der englischen Krone zu sprechen, wollte Gott, daß dieser Edelstein nicht einmal eines Tages blutigrot leuchtet!

Ich habe nur zwei Gründe gehört, die man zugunsten des gegenwärtigen Zustandes anführt: Erstens soll Indien einer großen Anzahl von Leuten, die sonst kein Arbeitsfeld finden würden, Platz und Beschäftigung geben; doch glaube ich, daß es noch sehr viel Land gibt, wo diese Herren Platz und Arbeit finden könnten, wenn sie überhaupt fähig sind sich im Kampfe ums Dasein oben zu halten. Wenn man nur immer das wirkliche Interesse Englands im Auge behalten würde, dann brauchten die Beamten weniger Schutz statt mehr als bisher. Der zweite Grund ist ein kommerzieller: Man hat zu beweisen versucht, daß Englands Handel durch die Okkupation Indiens eine große Ausdehnung erfahren hat. Ich möchte aber dagegen einwenden, daß Handelsinteressen allein die Besitznahme von fremden Ländern und die Unterwerfung fremder Völker in einem so großen Maßstabe nicht erheischen. Die Besetzung von kleinen Inseln, wenn diese an ganz bestimmten Punkten liegen, sichert den Handel vollständig. Hongkong, ein schmaler Streifen bei Shanghai und noch ein oder zwei Häfen sind genügende Garantien für alle Möglichkeiten, die der Handel annehmen kann. Penang und Singapore erfüllen heute völlig diesen Zweck. Diese Plätze sind von dem

so kostbaren silbernen Fäden umgeben und können von England leicht gegen die übrige Welt verteidigt werden, und — die eingeborenen Völkerschaften werden nicht gezwungen um ihre Unabhängigkeit zu kämpfen.

Noch einen Gesichtspunkt gibt es, den ich bei dieser Frage nicht unerwähnt lassen möchte, auch nicht als begeisterter Freund Englands: Ich meine, England, die Mutter neuer Nationen und der Hort unterdrückter Völker, spielt in Indien eine falsche Rolle, es muß sich dort den Namen eines Eroberers gefallen lassen. Ich will damit keinen Tadel aussprechen, ich will damit nur sagen, es steuert einen falschen Kurs, und auf diesem Kurse stehen ihm die Sterne nicht günstig. Früher oder später wird es diese Rolle doch einmal aufgeben müssen. Das Ziel der angloindischen Politik ist, alle Energie daran zu setzen, den Samen zu streuen, aus dem eine eingeborene Bevölkerung hervorgehen soll, die fähig ist an der Regierung Anteil zu nehmen, und die sie schließlich ganz in die Hand nehmen kann, deren Verhältnis zu England das sein wird, wie das von Kanada und Australien. Es gibt nur diesen einen Weg für England, und den muß es so bald wie möglich gehen. Es soll von ganz Indien die besten Männer versammeln, ihnen seine Zwecke und Ziele auseinanderlegen und ihnen zeigen, wie hoch sein Streben gerichtet ist, es soll auf Australien und Kanada als Muster hinweisen und dann sagen: Seht, auf eine solche Höhe wollen wir auch euch bringen, wollt ihr unserem Rufe folgen und uns dabei helfen?

Ich spreche zu meinen Lesern als Amerikaner und nicht, wie die Indier sagen, als ein Glied der herrschenden Klasse, als einer der Usurpatoren. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, gebildete Eingeborene ihre geheimsten Gedanken aussprechen zu hören, die in den Ohren eines Engländers wie Verrat geklungen hätten, und solche beachtenswerte Stimmen und Anzeichen von Kräften, die im geheimen tätig sind, sollten die Regierenden in Indien als wertvoll wohl beachten. Obwohl die gebildeten Indier mit den Absichten der englischen Regierung einverstanden sind, wenn sie Ordnung halten will und versucht Recht zu schaffen, soweit seine Justiz reicht, so stehen sie doch diesen Bestrebungen Englands gegenwärtig feindlich gegenüber. Es ist die alte Sache: Man lehrt ein Volk lesen und stellt ihm als die erhabensten Vorbilder — unsere Rebellen vor: Cromwell, Hampden, Sidney, Russell, Washington, Franklin. Lebt ein Eingeborener ruhig und zufrieden in seinem Lande, das von fremden Eroberern beherrscht ist, so verachten wir ihn in unserem Herzen, denn Loyalität gegen England bedeutet Verrat gegen sein eigen Land, und auf Verräter kann man sich nicht verlassen.

Wenn man in Indien sagt, der höchste Stolz Englands sei, keine auswärtigen Besitzungen zu haben, sondern Nationen zu schaffen, die fähig sind, sich selbst zu regieren — in der Tat eine sehr schöne Aufgabe —, so sollte England langsam aber stetig nach und nach einheimische Elemente hinzuziehen, wo es tunlich ist, dann würde ich das Gefühl haben, daß die Spannung nachlassen würde, daß dann Hoffnung vorhanden wäre auf dauernden Frieden. Die größte Gefahr, gegen die England ankämpfen muß, ist die Opposition der Angloinder. Es wird sehr schwer sein eine Reform durchzusetzen gegen die Köpfe dieser Klasse, die sich allein für kompetent hält einen Rat zu geben, von Engländern, die in Indien Erfahrungen gesammelt zu haben glauben. Ich meinerseits halte diese Leute im ganzen und großen für durchaus inkompetent; es gibt

natürlich Ausnahmen. Der Grund, warum die dortigen Engländer zu völlig verkehrten Anschauungen über die Politik in Indien neigen, ist, weil sie auf dem Sicherheitsventil eines furchtbaren Kessels sitzen. Ab und zu hören sie das Zischen und Brodeln des zusammengepreßten Dampfes, und das macht sie bange, wenn's ihnen zu hörbar in die Ohren tönt. Wenn sie merken, daß man die Spannung etwas verringern und ein wenig Dampf ablassen will, so erschrecken sie, protestieren und sagen, daß ihre Lage dadurch noch schlimmer würde.

Aber wir, die wir weitab stehen und das Spiel der Kräfte in dem Kessel kennen, wie ich es aus Quellen kenne, die jenen verschlossen sind, wir wissen, daß immer mehr Dampf abgelassen werden muß, wenn man eine schreckliche Katastrophe verhüten will. Die angloindischen Autoritäten sind dagegen gewesen, daß die Eisenbahnen auf Kasten keine Rücksicht nehmen wollten, sie wurden überstimmt. Heute drängen sich alle Kasten in denselben Wagen, um die besten Plätze, und das hat mehr Einfluß auf das Kastenwesen gehabt als alle anderen Einflüsse zusammengenommen. Die Regierung des Mutterlandes war weiser gewesen als diejenigen, die zu nahe standen, um einen klaren Ueberblick zu haben, und so ist diese Maßnahme in jeder Beziehung ein Mittel geworden, die indische Bevölkerung auf eine höhere Kulturstufe zu heben. Nach meiner Ansicht kann England nicht rasch genug sein, um fähige Eingeborene auf seine Seite zu ziehen und ihnen Macht anzuvertrauen. Viel mehr läuft es Gefahr, wenn es zu langsam als zu schnell dabei verfährt.

Im ganzen und großen scheint mir, als ob sich das Kolonisieren nicht lohnte, obwohl es kaum eine edlere Aufgabe gibt, die sich damit vergleichen könnte. Aber die materiellen Vorteile Englands bei seinen Kolonien scheinen nicht groß zu sein: Wird die Kolonie reich, gedeiht sie, so macht sie sich selbständig; ist sie schwach und unrentabel, so fällt sie dem Mutterlande zur Last. Die Kolonien selbst gewinnen offensichtlich in jedem Falle, nichts könnte günstiger für sie sein. Und wenn England sich mit der Rolle einer liebevollen Pflegerin begnügt und seinen Lohn in dem Bewußtsein findet, eine gute Tat getan zu haben — gut, möge es in diesem Bestreben fortfahren. Aber wenn man erwartet, daß diese Kolonien Englands Macht vergrößern und seine Reichtümer vermehren werden, dann soll man möglichst bald Bilanz machen. Ich habe nur ein Gebet: Möge der Himmel Amerika vor dem Kolonienrummel bewahren!

Ein anderer Gesichtspunkt ist die Frage, ob all die Vorteile, die der Einführung englischer Ideen entspringen, soweit sie überhaupt unter einem unterjochten Volk verbreitet werden können, wirkliche und dauernde Güter für eine so niedrig stehende Rasse sind. Einem Uneingeweihten, der nie über die Grenzen seiner kleinen Insel hinausgekommen ist, mag es sonderbar erscheinen, daß diese Frage überhaupt aufgeworfen wird. Englische Zivilisation, Freiheit, bürgerliche und religiöse Freiheit, Ordnung, Gesetze und Christentum — sind das alles keine Wohltaten? Gemach, gemach, mein Freund. Das mögen vielleicht ganz herrliche Errungenschaften für Völker sein, die solche Güter in sich aufzunehmen vermögen, aber für Hottentotten sind diese Güter völlig wertlos. Man zwingt Nahrung von Erwachsenen kleinen Kindern auf und wahrscheinlich kann das nicht gut tun. Der wahre Anhänger der Entwicklungslehre wird solche Versuche nur bedauern.

Ganz allgemein gesprochen kann ich nicht glauben, daß es in der Macht Englands liegt, und selbstverständlich noch weniger in der einer anderen Nation, einer fremden Rasse Segnungen zu bringen, ohne diese Wohltaten durch die unseligen Folgen zu vernichten, die aus jeder fremden Einmischung erwachsen. Wenn man heute auch einem ganz tiefstehenden Volke die Möglichkeit raubt, sich selbst zu regieren — und jede fremde Einmischung tut das — dann wird das natürliche Wachstum eines Volkes nicht nur zurückgehalten, sondern wird in Kanäle geleitet, die ihm seinem innersten Wesen nach fern liegen. Wenn die Einmischung nur vorübergehend ist und neue Nationen entstehen wie Kanadier, Amerikaner, Australier, die sich selbst regieren, dann werden die Bewohner sehr bald patriotisch und arbeiten gern mit an ihrem eigenen Geschick. Aber ganz anders liegen die Dinge in Indien. Niemand kann behaupten, daß unsere Rasse in Indien je festen Fuß fassen wird. Die Engländer sind dort Eroberer und müssen solange als solche betrachtet werden, solange sie überhaupt dort bleiben. Ich hoffe aber, daß sie das nur bis zu dem Zeitpunkte tun werden, wo die Eingeborenen sich selbst zu regieren anfangen werden. Das meiste kann England durch sein Beispiel tun. Die kleinen Inseln: Hongkong, Singapore, Straits Settlements, Shanghai, auch das nicht allzugroße Ceylon lehren die östlichen Völker, was westliche Zivilisation heißt, sie können als Muster dienen, wie verschiedene Wege eine Entwicklung gehen kann, je nachdem die Verhältnisse es erheischen. Selbst das Christentum wird sich weiter ausbreiten angesichts solcher Vorbilder, mehr als wenn man es durch bezahlte Missionare dem Volke aufzwingt. Nimmt ihnen England aber die Freiheit zu handeln, anzunehmen oder zurückzuweisen, so kann es den Schaden nie wieder gut machen, auch nicht durch all das, was es Gutes bringt. Eine Nation muß sehr viel anzubieten haben, um das zu ersetzen, daß es in der Brust des unterjochten Volkes den heiligen Kern einer Selbstregierung erstickt.

Die Zensur*).

Theodicee in drei Szenen von Frank Wedekind.

Personen:

Dr. Cajetan Prantl, Sekretär des Beichtvaters Seiner Majestät.
Walter Buridan, Literat.
Kadidja, seine Geliebte.
Eine Zofe.

Szenerie:

(Walter Buridans Arbeitszimmer mit Schreibtisch, Büchergestell, Divan, Klubsessel, hohem, bis auf den Teppich hinabreichenden Spiegel, einem Wandschirm, dickem Teppich, Eisbärenfell und Musikinstrumenten. Rechts vom Zuschauer eine Seitentür. Im Hintergrund eine sehr breite Balkontür, durch die man auf den Balkon hinaussieht. Es ist Abend. Die Lampen brennen. Draußen klarer Sternenhimmel.)

1. Balkon.
2. Schreibtisch.
3. Büchergestell.
4. Divan.
5. Klubsessel.
6. Spiegel.
7. Seitentür.
8. Wandschirm.
9. Lauftrommel.

Erste Szene.

(Kadidja unsichtbar. Walter Buridan sitzt hinter dem Schreibtisch.)

Buridan: Was tust Du denn solange da draußen auf dem Balkon? — Nun, Kadidja, warum antwortest Du denn nicht? (Er erhebt sich.) Sie ist doch vorhin auf den Balkon hinausgegangen! (Er ruft:) Kadidja! (Er eilt auf den Balkon hinaus.) Gott sei Dank! (Kadidja ins Zimmer zurückführend.) Kadidja, wie kannst Du mich so entsetzlich erschrecken!

Kadidja: Ich war darauf gespannt, wie sich die Befürchtung, daß ich nicht mehr da sein könnte, bei Dir äußern würde.

Buridan: Ja, ja. — So wenig gelingt es mir, bei all der Liebe, die ich für Dich fühle, Dich glücklich zu machen!

*) Wir führen im nächsten Hefte die Veröffentlichung dieses Einakters zu Ende.

Kadidja: Ja, ja. Ich bin ein unzufriedenes, undankbares Geschöpf. Was läßt sich daran ändern!

Buridan: Ich mache Dir einen Vorschlag, Kadidja, und bitte Dich, meinen Vorschlag zu überlegen. Wir sind jetzt achtzehn Monate beisammen, ohne während der ganzen Zeit mehr als fünf Tage voneinander getrennt gewesen zu sein. Ich weiß, daß ich nicht mehr der Mensch bin, der ich früher war. Ich bin häufig verstimmt, weil es mir an der nötigen Spannkraft fehlt. Diese Spannkraft kann ich aber nur in mir selbst wiederfinden . . .

Kadidja: Das heißt mit anderen Worten, Du willst Dich von mir trennen?

Buridan: Nur für vierzehn Tage . . .

Kadidja: Dann können wir uns schon geradesogut vollends Lebewohl sagen.

Buridan: So wenig bin ich Dir wert?

Kadidja: Was bin denn ich Dir noch wert? Ich war von Kindheit auf immer die Freude meiner ganzen Umgebung. Dir bin ich längst keine Freude mehr, obschon ich alles tue, wovon ich denken kann, daß es Dir angenehm ist. Aber daran liegt es eben. Ich bin durch meine Nachgiebigkeit und meine Selbstlosigkeit ein ganz anderes Geschöpf geworden als ich damals war, als Du mich zu Dir nahmst. Mit jedem Tag werde ich ärmer an Eigenart. Mit jedem Tag werden meine Mittel, mit denen ich früher auf Dich wirkte, geringer und schwächer.

Buridan (im Klubsessel): Ich glaube nicht, daß Du durch Dein Zusammensein mit mir irgend etwas von Deinem Zauber verloren hast. Aber Du läßt mir ja keine Zeit, um meine Genußfähigkeit wiederzufinden.

Kadidja: Ich bin das Alleinsein nun einmal nicht gewohnt. Wir waren unser acht Geschwister in meinem Elternhaus. Da war es ganz unmöglich, auch nur eine Minute des Tages allein zu sein. Als ich dann zum Theater kam, gab es eine Unmenge Kollegen und Kolleginnen, Regisseure, Theaterarbeiter und Dramaturgen, die in jeder Stadt wieder andere waren. Allerdings hat man mir ja auch schon öfter gesagt, daß ich der Kunst wegen überhaupt nicht zur Bühne gegangen sei, sondern nur um meine Unterhaltung dabei zu finden.

Buridan: Glaubst Du denn, ich schreibe meine Theaterstücke aus einem anderen Grunde, als nur um während des Schreibens meine Unterhaltung dabei zu finden? — Ich habe mich sogar auch schon gefragt, ob ich denn wirklich so viel trinke, um Theaterstücke schreiben zu können, oder ob ich nur Theaterstücke schreibe, um so viel dazu trinken zu können. — Aber das alles macht Dich nicht glücklicher.

Kadidja: Als Du vorgestern abend fortgegangen warst, da ließ ich von den beiden Mädchen die Körbe, in denen meine Kostüme liegen, vom Hängeboden herunterholen. Ich packte die Kostüme hier aus und zeigte sie den Mädchen. Das ganze Zimmer, der Schreibtisch, der Divan, der Sessel, alles lag voll Kostüme. Dann zog ich eins nach dem anderen an, ging darin über den Teppich und besah mich im Spiegel. (Sie tut es.) — Die Mädchen müssen geglaubt haben, ich hätte den Verstand verloren.

Buridan (erhebt sich): Arme Kadidja! (Er küßt sie.) So tief erniedrigst Du Dich, um Dein Zusammenleben mit mir ertragen zu können!

Kadidja: Ich erniedrigte mich ja doch so gerne, wenn ich wenigstens sähe, daß ich Dir damit irgend etwas nützen würde! Aber je mehr ich mich in allem nach Deinen Wünschen ändere, um so weniger bedeute ich für Dich. Manchmal siehst Du mich schon gar nicht mehr, wenn ich dicht vor Dir stehe.

Buridan (erschrickt): Kadidja!

Kadidja: Von solchen Momenten kannst Du natürlich nichts wissen. Als der Winter begann, hast Du mir wenigstens noch manchmal Deine Lieder einstudiert. Das hast Du wohl ganz vergessen? Du hast sie mir mit der Reitpeitsche einstudiert, damit ich, sobald ich auf dem Podium erscheine, das Publikum durch meine Leidenschaftlichkeit überwältige. Dort an dem Büchergestell hängt noch der Zettel angeheftet, auf den Du die Lieder, die ich singen konnte, notiert hattest. Du hast den Zettel seit mindestens sechs Monaten nicht mehr angesehen. Der Winter ist zu Ende und das Singen Deiner Lieder ist ein Erlebnis aus meiner Vergangenheit. Die Reitpeitsche gebraucht der Hausknecht, um unten im Hof die Teppiche auszuklopfen.

Buridan (nimmt die Laute von der Wand): Willst Du mir nicht eines der Lieder vorsingen?

Kadidja: Wenn ich noch eines kann.

Buridan (hat den Zettel vom Büchergestell genommen und liest die Titel): Da steht: Der blinde Knabe, Franziskas Abendlied, Ilse, Die Wetterfahne, Galathea, Von vorn besehn, Konfession, Tränenschwer und Stille Befürchtung.

Kadidja (nennt einen der erwähnten Titel, z. B. „Die Wetterfahne", und nimmt die zum Singen nötige Haltung an).

Buridan (setzt sich auf die Armlehne des Klubsessels und schlägt die Beine übereinander): Aber die Reitpeitsche habe ich nicht. Könntest Du nicht vielleicht auch ohne sie in die nötige Leidenschaftlichkeit geraten?

Kadidja: Ich will's versuchen.

Buridan (schlägt die Saiten an): Dies ist die Stimmung. — Hopp!

Kadidja (singt in diesem Fall folgendes Lied):

Du auf Deinem höchsten Dach!
Ich in nächster Nähe!
Doch die wahre Liebe, ach,
Schwankt in solcher Höhe!

Du in Deinem Herzen leer,
Ich in blindem Wahne —
Dreh Dich hin, dreh Dich her,
Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,
Saust uns um die Ohren;
Von des Himmels Freuden sind
Keine noch verloren!
Meinst Du, daß verliebt ich bin,
Weil ich Dich ermahne —?
Dreh Dich her, dreh Dich hin,
Schöne Wetterfahne!

Drehn wir uns auf hohem Turm
Immer froh und munter!
Schon der erste Wintersturm
Schleudert Dich hinunter.
Wenn dann auch verflogen wär',
Was ich jetzt noch ahne —
Dreh Dich hin, dreh Dich her,
Schöne Wetterfahne!

(Kadidja wirft sich Buridan in die Arme und birgt ihren Kopf an seiner Brust.) Ich habe das alles entsetzlich schlecht gemacht!

Buridan (sie küssend): Du hast das Lied ausdrucksvoller gesungen, als ich es je von Dir gehört habe. — Wolltest Du mir doch nur das bißchen Zeit lassen, das ich zu meiner geistigen Sammlung brauche, um mich solcher Augenblicke wieder aus vollem Herzen freuen zu können!

Kadidja (erregt): Wer bürgt mir denn aber dafür, daß Du Dich mit Deinen geistigen Fragen und Aufgaben beschäftigst, wenn Du mich den ganzen Tag und den ganzen Abend allein läßt und dann, wenn Du endlich gegen Morgen nach Hause kommst, nur Mißvergnügen und Teilnahmslosigkeit für mich übrig hast! (Auf und niedergehend.) Ich glaube jeden Abend zwei volle Stunden daran, daß Du Dich auswärts mit Deinen geistigen Aufgaben beschäftigst. Ich glaube auch noch eine dritte Stunde daran. In der vierten Stunde frage ich mich dann aber endlich, wer ich denn nun eigentlich bin! Dir haben hundert und hundert Frauen nur dadurch die Zeit vertrieben, daß sie Dir all ihre Liebesabenteuer erzählten. Bin ich vielleicht so armselig, daß ich nichts zu erzählen fände, wenn ich die Möglichkeit hätte, etwas zu erleben? Ich soll mit gebundenen Gliedern mit allen erdenklichen Frauen um Dich kämpfen, die sich vollkommen frei bewegen können. Ueber diese trostlosen Fragen komme ich nicht hinaus, wenn Du mich mit mir allein läßt. Wie kann es da einen Menschen wundern, daß ich mich nicht mit mir selbst beschäftigen kann.

Buridan: Du bist auf meine Vergangenheit eifersüchtig. Du verzeihst es mir nicht, daß ich, bevor wir uns kennen lernten, mehr erlebt habe als Du.

Kadidja: Im Gegenteil! Deine früheren Abenteuer schätze ich an Dir gerade ebenso hoch, wie ich mir selbst meine Jugend und meine Erscheinung anrechne. In Deine Vergangenheit hatte ich mich längst verliebt gehabt, als wir uns zum erstenmal begegneten. Das Wenige, was ich erlebt habe, kennst Du, und ich würde nie bedauern, daß es wenig war. Aber dafür müßte mein Wert für Dich nun auch meine Gegenwart sein! Darauf hatte ich mit aller Bestimmtheit gehofft, daß meine Gegenwart Deine Vergangenheit aufwiegen könnte. Unser Zusammensein ist der bitterste Hohn auf meine Erwartungen. Zu Hause soll ich mich dadurch verdient machen, daß ich nicht vorhanden bin, und gehen wir zusammen aus, dann bedrückt Dich meine Erscheinung. Sieht mich jemand an, weil ich ihm gefalle, dann tönt ein Fluch von Deinen Lippen. Das ist dem keine Freude, das ist mir keine Freude, und Dir kann es auch keine Freude sein. — Bin ich dazu von Gott geschaffen?

Buridan: Als wir uns kennen lernten, geliebtes Herz, da warst Du Dir Deines Sieges so sicher wie ein Götterkind! Du erblicktest nicht die geringste Schwierigkeit in unserem Zusammensein, während mich die Furcht vor dem Unheil, in das sich auch das größte Glück verwandeln kann, sehr ernst stimmte. Jetzt entmutigt es Dich, daß auch bei der größten Liebe das gemeinsame Glück mühvoll erobert werden muß. Und ich sage mir jeden Tag, daß ich mir diese Eroberung tausend und tausendmal schwerer vorgestellt hatte.

Kadidja: Dazu hast Du auch allen Grund! Jede Widerwärtigkeit, die Deine gute Stimmung gefährden könnte, räume ich Dir ängstlich aus dem Wege. Die Absätze an meinen Schnürstiefeln sind mit Gummi beschlagen, damit Du meine Schritte in der Wohnung nicht hörst. Oder bin ich vielleicht eine schlechte Hausfrau? Oder koste ich zu viel? — Wenn ich in einem Schaufenster einen Schmuck liegen sehe, den ich gerne haben möchte und für den ich das Geld nicht ausgeben will, dann gehe ich jeden Tag an dem Schaufenster vorüber und sehe mir den Schmuck an, und sehe ihn mir täglich so lange an, bis er mir vollständig verleidet ist. Dann habe ich das Geld gespart.

Buridan (im Klubsessel): Ganz genau ebenso ergeht es mir mit meinen schriftstellerischen Entwürfen.

Kadidja: Wie meinst Du das?

Buridan: Wenn mir ein künstlerischer Entwurf einfällt, den ich liebend gerne ausarbeiten möchte, zu dessen Ausarbeitung ich aber die nötige Zeit nicht finde, dann sehe ich

mir den Entwurf jeden Tag von allen Seiten an, und sehe ihn mir täglich so lange an, bis er mir vollständig verleidet ist. Dann habe ich die Zeit, die ich für die Ausarbeitung des Entwurfes nötig gehabt hätte, gespart!

Kadidja (setzt sich ihm auf die Knie, küßt ihn und sagt scherzend): Aber könntest Du denn Deine Schriftstellerei nicht für die nächsten zehn Jahre aufgeben? Du hast ja, bevor wir uns kannten, so unendlich viel geschrieben, daß es für die nächsten zehn Jahre vollauf ausreichen wird. Außerdem hast Du doch jetzt Deine Schauspielerei. Du hast Dein öffentliches Auftreten mit mir zusammen. Und dann hast Du Deine Musik, Deine Lieder, die Du mir mit der Reitpeitsche einstudierst! Und schließlich hast Du doch auch Deine Kinderspielzeuge, die Du erfunden hast! Die hätte ich beinahe vergessen. Der deutsche Diskus, die Fahrradschaukel, das Kinderdrahtseil, die Lauftrommel. Könntest Du denn, wenn Du Dich nach geistiger Betätigung sehnst, nicht wieder einmal ein Kinderspielzeug erfinden? Das nimmt Dir erstens weniger Zeit weg, und zweitens macht es doch uns beiden ganz unvergleichlich mehr Vergnügen als Deine Schriftstellerei! — Soll ich nicht wieder einmal auf Deiner Lauftrommel durchs Zimmer gehen? (Sich erhebend.) Wo ist denn die Lauftrommel? (Sie holt die Lauftrommel hinter dem Wandschirm vor und schiebt sie in den Stützen ins Zimmer.) Da ist sie. Ich kann schon ziemlich gut ohne die Stützen darauf durchs Zimmer gehn. Soll ich es versuchen?

Buridan (antwortet nicht).

Kadidja (schiebt die Lauftrommel an die Wand zurück): Das scheint Dich auch nicht mehr zu unterhalten.

Buridan: Du hast ja kein Publikum!

Kadidja: Ich habe kein Publikum. Ja, leider! — Und das sagst Du noch in vorwurfsvollem Ton? — Gelte ich Dir denn noch etwas, wenn ich kein Publikum habe dem ich gefalle? Was wäre Dir eine Geliebte, die andern Männern nicht gefällt? — Bin ich deshalb eine Exhibitionistin? — Und wenn mich ein ganzes Haus voll Menschen in meinen Kostümen auftreten sieht, dann habe ich doch die Beruhigung, daß es Gott sei Dank nicht ein einzelner ist, der mich angafft und dessen Blicke Du als tödlichste Beleidigung empfändest.

Buridan (erhebt sich): Liebe Kadidja, wir müssen unser Beieinandersein etwas vornehmer, etwas vertrauensvoller gestalten! Ein Glück ist unmöglich, wenn beide ununterbrochen davor zittern müssen, einander zu verlieren. Wir müssen einander glauben können! Wir haben ein geistiges Band zwischen uns nötig, das uns zusammenhält, auch wenn wir einmal vierzehn Tage lang nicht miteinander unter ein und demselben Dache wohnen!

Kadidja: Du beschäftigst Dich doch wahrhaftig zur Genüge mit geistigen Dingen! Ich finde das bei Dir auch ganz gerechtfertigt, nach dem wilden Leben, das Du in dieser Welt geführt hast. Aber soll ich mich deshalb auch mit Philosophie und dergleichen abgeben? Ich tue das schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil es mich nicht kleidet. Und was gewinnst Du denn, wenn ich Teilnahme für Dinge heuchle, für die ich in Wirklichkeit keine Teilnahme hege? Dadurch verlierst Du das Beste, was Du an mir hast, meine Aufrichtigkeit, meine Natürlichkeit. Außerdem — wenn ich einmal damit begonnen habe, Dir blauen Dunst vorzumachen, was bewahrt mich dann davor, daß ich es nicht auch in wichtigeren Dingen tun werde?

Buridan: Bei jedem Aufschwung, den die Seele nimmt, wird man sofort in die nüchterne Wirklichkeit hinabgezogen!

Kadidja (Tränen in den Augen): Deine Worte sind ungerecht! Du weißt ebensogut, was ich Dir bin, wie ich weiß, daß ich mich nicht auf philosophische Erörterungen verstehe. Auf Deinen Kreuz- und Querfahrten durch alle fünf Weltteile hattest Du jedes Gefühl für Natürlichkeit verloren. Bin ich deshalb „nüchterne Wirklichkeit", weil Du es bei mir wiederfandest? — Dazu bin ich zu stolz auf mich! Dazu habe ich an mir selbst viel zu viel Freude! — Im Gegenteil, wenn ich, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, das große Wort über Kunst und Literatur führen wollte, wie das die Frauen zu Hunderten tun, dann wäre ich gewöhnliche Alltäglichkeit und nüchterne Wirklichkeit für Dich. Das erlebst Du nicht an mir. Ehe ich die herrlichsten Gaben, die mir der Himmel verliehen hat, so kindisch entwürdige, biete ich mich lieber, so wie ich nun einmal geschaffen bin, auf offnem Markte aus.

Buridan: Kadidja! — Ich glaube, so wahr ich hier stehe, daß Du dazu imstande wärst!

Kadidja: Fändest Du das so ungeheuerlich? — Dann wärst Du über meine Bedeutung im klaren. — (Sich ihm nähernd.) Ich möchte doch nur die echte Perle, die ich hier an dieser Hand (ihre Hand küssend), an dieser entzückenden Hand trage, nicht deshalb, weil uns die Perle langweilig geworden ist, gegen einen falschen Diamanten vertauschen.

Buridan (zurücktretend): Es gelingt mir nicht für eine Minute mehr, mich selber wiederzufinden! Seitdem Du mir den Beweis gegeben hast, daß Du ein Geschöpf von unbegrenzten Möglichkeiten bist, fühle ich bei jedem Atemzug den Schreck in den Gliedern, Dich zu verlieren!

Kadidja: Und dabei beklagst Du Dich noch, daß es Dir an geistiger Anregung fehlt!

Buridan: Ich bedanke mich für derartige Anregung! Ich habe nicht zwanzig Jahre um meine persönliche Freiheit gekämpft, um mein Dasein in Angst und Entsetzen zu verbringen!

Kadidja: Wenn Dich die natürlichsten Dinge mit Entsetzen erfüllen, dann gehörst Du doch selbst zu der furchtsamen Menge, deren blinde Furcht Du immer verspottest.

Buridan: Ich kann von diesen Dingen nichts hören, weil ich todmüde bin! Laß mir vierzehn Tage Zeit, dann blicke ich der Wirklichkeit wieder mit der größten Unerschrockenheit in die Augen!

Kadidja: Damals hatte ich Dich doch auch nur ganz schlicht und sachlich gebeten, Du möchtest es einmal auf eine Probe ankommen lassen, um zu erfahren, wie geartet ich bin.

Buridan (auf dem Divan): Ich hatte Deinen Brief nicht geöffnet. Oder ich hatte ihn nicht zu Ende gelesen.

Kadidja (ohne sich bei der Erzählung anders als sachlich zu erregen): Als Du aber an jenem Abend Deinem Freunde das Spottgedicht von der Wetterfahne vorlasest, da glaubte ich natürlich, das sei nun die Probe, auf die Du mich stellen wolltest. Ich fürchtete dabei nur, daß ich durch Deine Verspottung nicht Mut genug finden würde, die Probe zu bestehen, weil mir das Gedicht im übrigen ganz gut gefiel. Als Du mich dann aber mit mir allein ließest, da erhob sich ein Sturmgeheul in meinem Kopf, das mich hinderte, noch irgend etwas zu sehen oder zu hören. Rings um mich her flammten die Gedanken wie Blitze nach allen Richtungen hin. Sie zuckten so rasch durcheinander, daß ich nicht über einen einzigen Gedanken einen Augenblick nachdenken konnte. Nach einer Stunde kamst Du zurück. Ich kannte mich selbst nicht mehr vor Wut darüber, daß Du ein so klägliches Jammergeschöpf aus mir gemacht hattest. Ich biß Dich in die Wange, daß Du aufstöhntest. Ich hätte auch ganz bestimmt Deine Kehle durchgebissen, wenn ich die nötige Kraft gehabt hätte. Aber als Du dann plötzlich, ohne ein Wort zu sprechen, nach meinen Bildern langtest, die in Deinem Zimmer auf dem Kamin und auf dem Schreibtisch standen, und als Du ein Bild um das andere in Stücke zerrissest und die Stücke unter Deine Füße tratst, da faßte mich ein Gefühl, wie ich es bis dahin nie gekannt hatte. Von einer Probe, die Dir meine Liebe beweisen sollte, wußte ich nichts mehr, als ich die drei Treppen hinunter rannte. (Lächelnd.) Was mich über das Geländer ins Wasser trieb, war einzig die Empfindung, daß gerade das, was mir von frühester Kindheit auf am liebsten an mir war, daß das in Fetzen zerrissen unter Deinen Füßen lag.

Buridan (verwundert): Deshalb also sprangst Du hinunter?

Kadidja: Ich kann nicht behaupten, daß ich es selber tat. Mich trieb weiter gar nichts als meine nüchterne Wirklichkeit.

Buridan: Ich wurde unversehens an Dir zum Bilderstürmer, weil ich mich auf Deine tödlichen Angriffe hin nicht an Dir selbst vergreifen wollte! Nur um Dich in Deiner Raserei durch ein völlig unschädliches Mittel zur Besinnung zu bringen, vergriff ich mich an Deinen Bildern!

Kadidja: Du brauchst mir Deine Liebe nicht zu beteuern. Ich weiß ganz bestimmt, daß mich kein Mann in dieser Welt höher schätzen würde als Du mich schätzest. Deshalb gibt es für mich auch keine Wahl zwischen Dir und einem anderen Mann. Für mich gibt es nur die Wahl zwischen Dir und einem freien, durch nichts beschränkten Freudenleben.

Buridan (erhebt sich): Kadidja, gib mir vierzehn Tage Urlaub! Nur vierzehn Tage gib mir, ohne daß ich derweil um Deinen Besitz zu zittern brauche! Dann habe ich wieder Genußfähigkeit im Ueberfluß!

Kadidja: Ich glaube Dir, daß Du Dich danach sehnst. Wenn Du vierzehn Tage ohne mich gelebt hast, dann habe ich Dich verloren. Ich überschätze meine Anziehungskraft nicht.

Buridan: Kadidja! Ich habe große Gedanken in meinem Kopf! Es war sonst nie meine Gewohnheit, mit meinen Plänen und Projekten zu prahlen. Dir gegenüber muß ich es tun, damit Du Mitleid mit ihnen fühlst. Ich arbeite schon viel länger, als wir uns kennen, an einem Werk, durch das die Widersprüche, in denen ich mich seit meiner Kindheit befinde, endlich aufgehoben werden sollen. Ich sehe seit Jahren nicht ein, warum die Verehrung, die wir für die ewigen Weltgesetze hegen, und die Verehrung, die wir schönen Farben, schönen Körpern, der ganzen Schöpfungspracht entgegenbringen, warum sich diese Gefühle ewig in den Haaren liegen sollen! Das war früher anders, als sich die Anbetung des Geistes mit der Verehrung menschlicher Schönheit unter demselben Tempeldach zusammenfanden. Warum soll das nicht wieder anders werden? Der Streit kommt nur daher, daß wir die erhabene Schönheit geistiger Gesetzmäßigkeit so wenig würdigen, wie wir die unerbittliche Gesetzmäßigkeit körperlicher Schönheit einsehen. Der Geist ist uns ein strenger Zuchtmeister, die Erscheinungswelt ist uns ein loser Possenreißer. Die Freude am Geist, die Ehrerbietung vor der Erscheinungswelt, das sind die beiden Elemente, die ich, bevor ich sterbe, noch miteinander aussöhnen möchte . . . (Da klopft es.) Herein!

(Eine Zofe bringt einen Karton herein, den sie auf den Divan stellt.)

Die Zofe: Eine schöne Empfehlung von Herrn Schneidermeister Mück, und das sei das Phantasiekostüm für die gnädige Frau.

Buridan (zu Kadidja): Was ist das für ein Kostüm?

Kadidja: Das ist mein Phantasiekostüm für das Hochzeitsballett im dritten Akt.

Buridan: Ach ja! Wir haben ja morgen abend Vorstellung! (Zu der Zofe.) Hat der Herr Schneidermeister Mück eine Rechnung mitgeschickt?

Die Zofe: Der Herr Schneidermeister Mück läßt sagen, der Herr Buridan werden es dann schon berichtigen.

Buridan (gibt ihr Geld): Geben Sie das dem Boten.

Die Zofe: Sehr schön. (Ab.)

Buridan: Dann würde ich aber das Kostüm jedenfalls heute noch anprobieren.

Kadidja: Wer kann wissen, ob ich darin auftreten werde.

Buridan: Aber Du mußt doch wenigstens sicher sein, daß es Dir paßt.

Kadidja: Gut, dann gehe ich und ziehe es an. (Sie nimmt den Karton, legt Buridan die Arme um den Hals und küßt ihn.) Sei mir nicht böse, daß ich Dich so gequält habe.

Buridan: Ich bin gespannt, wie Du darin aussiehst.

(Kadidja mit dem Karton ab. — Buridan setzt sich hinter den Schreibtisch, schlägt ein Manuskript auf und schreibt.)

(Schluß folgt.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(2. Fortsetzung.)

Der junge Graf Michael war in einer ihm fast fremden Aufregung am Nachmittag in sein Zimmer zurückgekommen und versuchte seine Lage noch einmal zu überdenken. Die Worte Alices saßen ihm im Blute, wie eine heiße Wunde. „Dieses Mädchen weiß also, daß ich um ihretwillen“ — der Gedanke stockte, weil Alice ihn fast verhöhnt hatte. „Nein verhöhnt“ — sagte er fast weichmütig. Denn er dachte an die großen, dunklen Augen und an die Trauer darin, die gleichzeitig neben den harten Worten hergegangen.

Er war zudem außermaßen zufrieden. Der alte, hohe Herr hatte am Tische durchaus nichts weiter von Mißachtung merken lassen. Es war alles ein wenig gebunden, aber doch von jener Seite ohne Kränkung vorübergegangen. Und Michael dachte auch, daß es um jeden Preis zu Herabwürdigungen nicht kommen dürfe. „Gehen Sie! Gehen Sie einfach fort! Solche Zerwürfnisse haben etwas Erniedrigendes.“ Er hörte jetzt neu die Worte und dachte auch, daß es viel schlimmer wäre, als der sanfte Stimmton je ahnen konnte. „Eine Höllenfahrt!“ dachte Michael, „wenn es wieder so wird wie damals. Ich habe es ja schon manchmal bis zur Neige durchgekostet“, dachte er. „Es kam mir damals auch nicht auf eine Portion Entwürdigung an.“

Er hatte sich dabei von dem blumigen Liegesofa emporgeschnellt, als wenn ihn eine Hornisse in der Lage gestört, und hatte die Augen aufgerissen, die vorher geschlossen waren, und blickte erschrocken um sich, ob den Gedanken seiner ewigen Schmach irgendwer in der Luft rings hätte spüren können. Aber es war niemand im Zimmer. Fliegen tanzten zwecklos im Raume, untereinander sich fast wie jagend und fliehend. Es war draußen und drinnen Sommernachmittagsruhe. Er erhob sich vollends. Der Diener, der im Vorzimmer gehört hatte, daß sein Herr wach war, kam mit geräuschlosem Schlusse der Tür herein und ergriff gleich gewohnheitsmäßig das helle Röckchen, das der Graf aufs Bett geworfen, und begann es zu glätten.

Michael verwies es ihm.

„Ich brauche dich nicht", sagte er. Aber als der Diener mit derselben Geräuschlosigkeit, fast auf Zehen trotz des Velours der Diele, wieder sich entfernen wollte, hielt ihn Michael doch zurück.

„Wieviel Uhr haben wir eigentlich?" fragte er.

„Erlaucht haben über eine Stunde gelegen."

„Ist es möglich", sagte Michael, ging zu seiner Uhr zurück, die er nachlässig hatte ins Sofa gleiten lassen und nahm sie auf. „Wahrhaftig, du hast recht. Ich habe fast $1^1/_2$ Stunden geschlafen."

„Gott! Gott! Gott!" sagte er nur, als er begann seine Manschetten zuzuknöpfen und sich herzurichten.

„Ich möchte — ob die gnädige Gräfin noch in ihrem Zimmer ist? Gehe und frage! Verstehst du! Es liegt mir daran, daß ich sie spreche, ehe man zum Tee sich wieder zusammenfindet." —

Der Diener ging ohne etwas anderes, als äußerlich zu kennzeichnen, daß er den Auftrag innen völlig ergriff. Er ging eilig — und kam ebenso eilig zurück.

„Frau Gräfin ist noch in ihren Gemächern", sagte er. „Die Kammerfrau meinte, daß sie jetzt gern empfangen werde."

„Dann mache mir rasch alles in Ordnung — hier — nein, nicht hell! Ich möchte einen dunkleren Anzug — da — der ist gut." Er hatte selber mit in den Riesenschrank gesehen und einen dunklen Promenadenanzug herausgerissen.

Dann ging Michael in der eigentümlichen Unruhe zur Gräfin hinauf und hatte nicht eine winzige Minute zu warten brauchen, als sich die Tür auftat, und nicht mehr die Kammerfrau, sondern die alte Gräfin selber in großer Stille und Güte ihm entgegenkam.

„Komme nur, lieber Michael", sagte sie und ließ seine Hand nicht los, auch nachdem er ihr die Hand ohne andere Worte, als die einer überraschten Freude über soviel Entgegenkommen, geküßt hatte.

„Komme nur ganz herein," sagte sie, indem sie ihn mit sich zog, und gleichzeitig auch der Kammerfrau eine bestimmte Weisung mit den Augen gab, sie allein zu lassen. „Bei mir hier in diesem Flügel ist die größte Ruhe. — Nun, du kennst ja meine Räume. — Sieh einmal, wie herrlich meine Weymouthskiefern gewachsen sind."

„Stört dich der Lärm der Turteltauben nicht?" sagte Michael, als sie gemeinsam aus dem Fenster sahen.

Aber die Gräfin war voll Freude.

„Nein, ganz und gar nicht", sagte sie sanft. „Solche Naturlaute haben eine Milde, wie Musik, und das Gemüt kann sich daran Ruhe hören." „Aber nein, daß du kommst, bewegt mich", sagte sie, plötzlich ganz zu ihm sich wendend, und zog ihn vom Fenster hinweg auf das Sofa.

„Siehst du, hier sitzen wir in aller Stille, und du kannst mir hier einmal deine Angelegenheit —"

„Ach, gnädigste Tante", sagte Michael gleich. „Meine Angelegenheit — von meiner Sache da draußen ist nicht weiter groß — es ist nichts Rechtes darüber zu

sagen," sagte er . . . suchte er . . . „Es ist im Grunde eine rechte Entwürdigung", entfuhr es ihm, wie es Alice gesagt hatte.

„Siehst du, mein lieber Michael, das ist prachtvoll — daß du das selbst sagst", redete die Gräfin. „Das ist wirklich, — ja, mein liebes Kind . . ." wollte sie weiter reden und in Güte von neuem Michaels Hand in die ihre nehmen.

Aber Michael war in einer Erregung voll Unrast und Demut zugleich.

„Weißt du, liebe Tante, es ist in der Tat eitel Schmach und nichts sonst. Es ist ein Zustand, wo der Mensch nicht recht bleiben kann, was er ist. Es ist gar nicht zu ertragen, auch nur jetzt zurückzuschauen. Wenn ich rückschaue, empfinde ich einen Ekel. Vielleicht noch viel mehr. Die Sache hat ihre Grenze erreicht. Die Sache kann nur damit endigen . . ."

„Womit?" fragte die Gräfin gespannt.

„Ich will dir etwas sagen, ehrwürdige Tante, ich würde es gar nicht ertragen können, wenn ich vom Vater weiterer Schmach und Demütigung ausgesetzt würde. Ich gebe es zu — so wie ich jetzt die Sache ansehe — es ist — es ist — gelinde gesagt: die ganze Kette von Irrungen — ich muß zugeben — aus ganzer Seele . . . aus tiefster Seele . . ."

Frau Gräfin sah, daß er mit einer Erschütterung rang, und war selber sehr ergriffen.

„Ganz ohne Umstände," sagte Graf Michael, „auf dich setze ich mein Vertrauen, liebwerteste Tante. Du mußt dafür sorgen, daß eine Versöhnung kommt, ohne daß ich mich weiter in den Staub werfe. Bezahlt müssen die Sachen werden. Ich weiß, daß es meinem Vater nichts ist. Ich kann es nicht. Aber ich kann mich nicht in den Staub weiter hinwerfen. Mein Vater kennt nicht Grenzen. Frage ihn, ob er mir stillschweigend vergeben will —? — ob er mir noch einmal stillschweigend vergeben will? Ich bin sonst entschlossen —"

„Wozu?" fragte die Gräfin.

Aber Graf Michael redete in sie lebhaft ein, ohne auf seinen Satz zurückzukommen.

„Sage meinem Vater, daß ich völlig klar sehe. Sage ihm meinetwegen, daß ich ihn völlig begriffe — um jeden Preis — ja, ja, ja — nur muß alles weitere, was mir Schmach zufügt, vermieden und eine baldige Versöhnung bewirkt werden."

„Mein lieber Michael", sagte die Gräfin besinnlich. „Ohne, daß du deinem Vater selber ins Auge blickst?"

„Das wäre unmöglich, liebste Tante. Du kannst bei Papa alles. Onkel Gregor kann bei Papa alles. Ihr müßt es können. Ihr müßt mich wieder in eine reinliche Lage bringen. Um jeden Preis — müßt Ihr es. Tut es! Ich müßte mich sonst entschließen —"

„Ja, lieber Michael", wollte die Tante noch einmal beginnen, nachdem sie ihn lange angesehen. Aber er sah so kummervoll plötzlich aus — es war so etwas Gebrechliches und Zerlöstes in ihm, wie sie es nie bisher sonst gesehen hatte, daß sie einhielt mit Widerrede, ihren Ton noch gütiger stimmte, wieder seine Hand nahm, wie

die ihres Sohnes, und dann lange schwieg. Michael hatte nach den letzten Worten, daß er sich nämlich entschließen müßte, sofort auch geschwiegen, hatte gleich achtlos Tantes Hand losgelassen und sah jetzt in Verzweiflung zum Fenster hinaus.

„Michael", sagte die Gräfin. „Ich bin ja an sich so glücklich — —"

Michael hörte gar nicht, er begann sofort in ihre Rede neu hineinzusprechen.

„Ach, mein Gott, liebwerte Tante," sagte er jetzt ganz verzweifelt, „es ist ja ein Luderleben, was unsereiner da draußen führte, und gütige, versöhnliche und innerliche Töne spielen einem so selten ein Lied auf. — Hier in dieser Stille erkennt man alles, hört man alles, — begreift plötzlich — — —"

Michael bewegte sich nicht. Es rann ihm ungesehen eine Träne. Er blieb starr am Fenster, den Blick abgewandt von der hohen Frau, daß die Träne längst vertrocknet war, als er sich endlich wieder zu ihr wandte.

„Ich werde dir tun, was möglich", hatte erst die alte Gräfin das Schweigen gebrochen.

„Ich werde alles tun. Ich werde es gewiß nicht zulassen, daß man von dir noch weiteres verlangt. Wenn ich dich von Herzen verstanden habe, wünschest du, daß man verzeiht und die Sache einfach aus der Welt schafft. Du bist zur Besinnung gekommen. Damit gut. Es ist nicht würdig, daß du wie ein junger Bube noch hintrittst und es dem Vater bekennst, und er dich abkanzelt! Du hast vollkommen recht! Das soll auch nicht sein. Gut. Michael! Ich werde zu ihm gehen und dir den Weg bahnen. Du weißt, daß es um das Geld nicht ist. Um die Ehre und das Ansehen. Versteht sich. Es muß noch einmal alles ohne Aufsehen ausgeglichen und beigelegt werden. Dein ergebenes Eintreten bei deinem Vater wird genug sein. Er wird dir nichts Uebles sagen. Er wird gar nichts sagen weiter von Vorwürfen. Ihr werdet euch einfach stillschweigend die Hand reichen. Dein Vater wird auch gerührt sein. Du kennst ihn ja, daß er dich liebt, wie ein Narr."

„Ja, ja, ja, ja — auf die Knie möchte er mich noch nehmen, jetzt mit meinen dreißig und mehr Jahren. Aber, daß ich ein erwachsener Mensch bin, das stört ihn doch ein wenig", sagte Michael wehmütig lachend.

Die Gräfin war aufgestanden. Graf Michael stand vor ihr, unterdessen sie mit dem Blick ins Leere noch überlegte.

„Gut also —", sie klingelte, und die Kammerfrau trat ein.

„Nein," sagte sie, „es ist nicht nötig."

Dann ging sie ans Fenster, unterdessen die Kammerfrau geräuschlos verschwand.

„Es bewegt mich derart, lieber Michael!" sagte sie sehr leise. „Ich will nicht in Unruhe zu deinem Vater kommen. Dein Wunsch wird deinen Vater auch bewegen. Nun will ich gleich zu ihm gehen. An deiner Stelle, — du kannst ja einstweilen zu Gregor und den Mädchen — —"

„O nein, liebe Tante", sagte er. „Das kann ich nicht. — Das hängt alles — ach nein — lieber nicht da hinunter! Du wirst mich zu dir befehlen. Ich werde es hören, was mein Los ist. Laß es mich nur um alles bald wissen, gnädigste Tante."

Und mit einem Handkuß war er draußen.

Die Gräfin hatte dann eine lange Unterredung. Aber man hörte nichts, daß der alte Riese dabei aufbrauste. Das Gespräch blieb murmelnd, raunend durch die Doppeltür. Und schließlich kam Frau Gräfin heraus, bleich — aber ruhig —, und ging zu Graf Gregor. Der alte, heitere Herr erwog mit ihr weise. Und dann ging auch er mit ihr zu dem alten Adelsmarschall hinein. Und endlich ließ die alte Gräfin Michael in einem verschlossenen Billett wissen: „Papa ist es zufrieden. Es soll alles bezahlt werden. Es soll alles ausgeglichen sein. Es bewegt ihn dein Wunsch. Er hat Sinn für das Gefühl von Schmach und Würde. Es bedarf keinerlei Erklärung, außer der, die ich ihm brachte. Gehe zu ihm und reiche ihm die Hand! Das mag deine Bitte um Versöhnung gelten. Er wird dir mit gleicher Liebe die Hand reichen."

Dann war die alte Gräfin über die Wiesen, auf denen Schmetterlinge ihr kummerloses Schwebeleben führten, und unter Bäumen hingewandelt und hatte den jungen Tennisspielern in den hellen Roben und Hüten, indem sie sie zusammenrief, flüsternd gesagt: „Michael kommt auch gleich. Gott im Himmel sei Dank! Es ist alles in vollster Güte abgegangen. Michael ist ja so vernünftig, und der alte Herr ist vollkommen beruhigt wieder." Daß über alle die jungen Gesichter eine Freude lief. Auch Alices Augen waren wie hinweggezogen, weit hinaus sich eine Weile verlierend, — indes sie den Schläger achtlos auf den Tisch legte, und ihn erst neu aufnahm, nachdem sie sich eine weiße Lilie, wie sie um den Platz ragten, an ihre Brust fest eingesteckt hatte, und sich nach dem Schlosse ein paarmal wie absichtslos umgesehen.

* *
*

Der alte Schloßherr, Graf Gregor, kannte seinen lieben Vetter, den greisen Adelsmarschall, besser als die fromme und stille Gräfin. Er hatte gleich gesagt, daß es gut wäre, wenn sie bei der Begegnung zugegen bliebe. Er hatte es ausdrücklich gesagt, und hatte sich an die ausbrechende Rücksichtslosigkeit des mächtigen Alten, die trotz Versicherungen der Güte plötzlich ihn erfassen könnte, erinnert. „Bleibt bei ihm, einer oder der andere. Meinetwegen will ich bei der Prozedur sein", hatte er gelacht, weil er den alten Grafen Michael von Fleisch und Blut kannte und im Jungen nur sah, was im Alten nicht anders gewesen war.

Aber der junge Michael dachte gerade, daß die Anwesenheit Dritter der Versöhnung eine andere Wendung geben und die Sache unerträglich verschlimmern könnte. So hatte er sich also ohne Zagen melden lassen, und war auch ohne Umschweife sofort hereingeführt worden.

„Setze dich, lieber Michael", hatte der alte Herr sehr freundlich gesagt. Und Michael war auf den Alten zugegangen und hatte seine volle, mächtige Hand ergriffen, und hatte ihren Gegendruck gefühlt, und hatte die Hand auch ehrerbietig geküßt.

Aber dann saßen der alte Adelsmarschall und der Sohn in immer regerer Rede und Gegenrede voreinander. Und es waren schon harte Worte wieder aus des Alten Munde gekommen, daß in dem Sohne immer mehr der Stolz aufgewacht. Dann kam der Alte auf den Winter und die albernen Ehrbegriffe, die Michael zu Extravaganzen

und Lächerlichkeiten hingerissen, zurück, und er begann sich aufzuregen, wie wenn er objektiv in einer Sitzung des Gouvernements mit einer Gegenpartei rücksichtslos polemisierte. Daß schon im jungen Michael der erwachsene Mensch und Verfechter seiner Standpunkte neu herauskroch. — Und dann kam es leider auch dazu, daß der Alte dem Jungen seine Abhängigkeit vor die Augen hielt.

„Mein sehr Lieber," sagte er schon im Hochtone. „Dein Gut ist ja ein ganz prachtvoller Besitz, aber einstweilen noch ganz erbärmlich verwaltet." „Und dann, was könntest du denn schließlich auch tun, um die Schmach drohender Verachtung auszutilgen, wenn ich nun nicht wieder gute Miene zum bösen Spiel machte?" — — — und so fort!

„Und mein sehr Lieber!" klang's in immer höheren Tönen. „Deine liebe Mutter war eine zarte Frau, aber auch solcher Narrheiten voll," hatte der Alte ausgerufen: „all die Allotria mit Verselesen und Philosophien sind blöde Untaten — nichts weiter!"

Und es kam schon, daß Michael sich vergaß und plötzlich aufgebracht sagte: „Bin ich gekommen, um so etwas von neuem anzuhören?"

Daß der alte Zausbart jetzt schon Michaels sanften, traurigen Blick sah, wie er in Haß zu funkeln begann, und um so mehr Fassung sich selber suchen mußte im Hin und Her in der langen Flucht der Zimmer.

Bis sie dann voreinander standen, der Sohn gewappnet, daß der Vater sich nun wirklich nicht mehr halten und ihm die letzte Schmach antun und einfach sinnlos aufgeregt nach ihm schlagen würde.

Der Alte schrie: „Schmach um Schmach hast du mir angetan! Bezahle, was du auf Ehre und Gewissen übernommen hast!" „Du bist ein verlorner Sohn," klang es heraus, „du wirst mich und uns alle trotz deiner Gaben mit Unehren in die Grube bringen!" „Gaben, Teufelsgeschenke! Poetengewinsel — Luderleben — Launen — irre, krankhafte Haltlosigkeit — verwahrlostes Sichwegwerfen! Komme nicht zu mir, wenn du mit dem Dünkel kommst! Ich enterbe dich, Bube" — brüllte er.

Und der junge Michael hatte geschrien: „Dafür wirst du mir Rede stehen und genugtun nach Edelmanns Art!"

Daß es alle draußen hören mußten. Alles zusammenlief. Alles auch vom Tennisspiel plötzlich wie gescheucht weg war. Die alte Gräfin wie achtlos rannte und auf den Treppen trotz Atemlosigkeit nicht rastete. Die Jungen bleich waren. Graf Gregor schon in der Tür stand. Niemand etwas zu tun wagte. Auch Alice unten am Türpfosten mit einem Ausdruck von Schmerz fast inbrünstig lauschte.

Aber es war nichts mehr zu hören. Es hatten Türen gekracht.

Michael war längst davongeeilt.

Der junge Franz wollte zu ihm. Aber im Zimmer drinnen war es ganz stumm. Es war im Schlosse, als wenn der Blitz eingeschlagen. Es war eine furchtbare Ruhe plötzlich.

Im Zimmer des alten Adelsmarschalls standen der Schloßherr und die Gräfin. Auf ihre Fragen war keine Antwort zu bekommen.

Der Alte lag im Lehnsessel wie erschöpft und weinte, trotz innerem Widerstreben. Er sagte immerfort: „Ich habe ihm mehr gesagt, als ich wollte. Mehr gesagt, als ich wollte!“ Nichts war sonst aus ihm zu hören. Dabei blieb er.

* *
*

Es war eine furchtbare Erregung gewesen, und der junge Michael war in sein Zimmer zurückgerannt, kann man sagen, so unter der Wucht der Scham und Entwürdigung stehend, und hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen. Die Glieder flogen ihm in Zorn und Erbitterung wie im Fieber, und er konnte auch gar keine Gedanken fassen. Alles jagte und zerfloß in ihm, daß er kaum recht wußte, was an innerem Widerwillen und an niederschmetternden Erinnerungen in ihm und dem Alten, im grimmen Aufschrei und Streite von Auge zu Auge blitzend, sich entladen hatte, und nun wieder dastand zwischen Vater und Sohn, wie eine Mauer.

Michael hatte sich gleich in einen Sessel geworfen, unterdessen seine Hände irgendeinen Gegenstand drückten und zertändelten. Er hatte das feine, silberne Etui für Zigaretten, das er in Händen hielt, in der Gewalt dieser äußersten Zerwürfnisse völlig wie ein weiches Stück Blech zerbogen — und konnte seine Beine noch unmöglich still halten. Dann kam, indem er ein paarmal in der ganzen Bleiche seines Gesichtes lachte — höhnisch lachte, und nicht ein Ende fand —: wenn er all den Worten wieder flüchtig begegnete, die ihm der Alte in die Ohren geschrien — die mancherlei Schmach seiner Jugend und seiner Jünglingsjahre, die Zeiten, wo die zarte, phantastische Mutter, wie er, unter Vaters entsetzlichem Mißtrauen und anderen Launen und Quälereien hatte ihr Leben zubringen müssen. Es wachte in ihm der alte Haß auf und der alte Hohn: „Deine Mutter — deine Mutter — Verse — Philosophien — verwahrloster Bube — Haltlosigkeit — verworfenes Leben . . .“ es ging und kam — ferner und leiser — ein bleiches Leidensgesicht mit dem Ausdrucke des Hohnes legte sich auf ein Ohr des großen, runden Sessels, und mit diesem Hohn in den Linien des nun fast offenen Mundes und der Augenhöhlen vergaß er, wo er war — was war — Stille kam — und er schlief.

Der Diener hatte nicht gewagt, hineinzutreten. Er hatte den jungen Herrn die Tür werfen hören und hatte auch an der Hast und dem Lärm, mit dem er unerwartet gekommen, und ins Zimmer hineingesprungen, die ganze Sache sich gleich richtig zu deuten gewußt. Aber als er endlich doch mit tiefster Geräuschlosigkeit das große, metallene Schloß drückte, das nicht einen Laut gab, fand er seinen Herrn schon im Zimmer beschäftigt mit der Garderobe.

„Gib die Koffer“, sagte der junge Herr. Der Diener lief hin und her, und der Graf wie er packten nun gemeinsam.

Michael war ganz verwandelt. Sein Atem ging, als wenn er ihn nicht richtig einteilen könnte. Man merkte es manchmal, daß er ohne Grund plötzlich einen tiefen Zug tat, um zu sich zu kommen. Seine Augen waren kalt und streng.

Die alte Gräfin, die bei dem Adelsmarschall lange geweilt, bis man ihn zur Ruhe gebracht und aufs Sofa gebettet hatte, kam.

„Bleibe — tue keine unüberlegten Schritte", sagte sie gütig, wie nur jemand.

Michael lächelte sie an wie ein Abwesender, mit einer Art, die ihn kaum bekannt erscheinen ließ, so ungütig und selbstisch, und so gar nicht, als könnte solch ein Sohn noch zu seinem Vater zurückkehren.

Der alte Schloßherr kam.

„Du willst also — doch weg?"

„Onkel!" sagte Michael — — Aber er kam nicht zu einem Worte. Die Glieder begannen ihm neu unruhig hin und her zu fahren plötzlich, als er nur den geringsten Gedanken sich klar machte von dem, was eben über ihn hergefallen.

Man bemühte sich aufrichtig.

„Lieber Mensch", kam auch der junge Franz, und nahm ihn in ganzer Frische und Güte in beide Arme. „Ich begreife ja völlig. Ich weiß ja, daß dein Alter keine Grenzen kennt — mein lieber Michael! Aber ob du nun gerade mit dem Fortgehen das Richtige tust —", sagte er, ihm in die Augen sehend.

„Es — handelt — sich — um — nichts — weiter" — sagte mühselig Graf Michael. „Das — alles — das ganze Verbrechen — das ganze, miserable Geschäft — jetzt —", sagte er mühselig und raffte seine Mundwinkel zu einer allmählich rückkehrenden Strenge, wie er im Parlamente manchmal aussehen konnte. „Nämlich du — Franz — das ist — jetzt alles — völlig — gleichgültig", sagte er, und sah Franz ununterbrochen an und suchte sich ganz klar zu werden. „Ein Mann — ja —", sagte er immer erregter und dumpfer zugleich.

„Er wird mir Rede stehen!" schrie er dann. —

„Er wird mir Rede stehen!" sagte er dumpf bebend und verstummte neu.

Franz hatte fast ein Lächeln im Auge. Er war nahe daran, herauszulachen. Aber er sah die haßbereiten Blicke Michaels und blieb daher sanft und erschrocken.

Es war im Augenblick nichts zu tun weiter.

„Eine Nacht legte auch Napoleon zwischen sich und seine Entschlüsse, wenn es sonst anging", sagte Franz nur sanft.

Michael hörte gar nicht. Er packte mit eigener Hand, griff auch sinnlos einiges, ohne es erst zu merken, bis er seine Eingenommenheit verfluchte. Er hatte eben eine Streichholzschachtel sorglich einhüllen wollen, und hatte sie dann ebenso schnell in verdrießlichem Zorn an die Erde geworfen, wo er sie zertrat.

„Der Zug geht um . . .?" — „Sechs, Erlaucht!" sagte der Diener. —

„Schaffe mein Gepäck ungesehen hinaus! Ich will im Obstgarten aufsteigen. Der Wagen mag am Eichentor halten. — Du kennst die Stelle!" — sagte Michael ruhig.

Es war gar nichts zu tun. Es war auch für jedermann fühlbar, daß im Augenblick Bleiben nicht viel Verheißendes bringen würde. Man konnte in solcher Lage unmöglich zureden.

So hatte sich auch Franz von ihm mit gewohnheitsmäßigem Kuß auf die Wange freundschaftlich verabschiedet, weil Michael um keinen Preis irgendeine Begleitung wünschte. Dann war Michael dem Gepäck nach in den Hof und auf den hinteren Gängen in die verlassenen Wege des Obstgartens geeilt. Aber er war noch einmal ein Stück zurückgekommen. Er wußte selbst nicht, wozu. Er hatte nur ein eigentümliches

Gefühl ohne Sinn, das ihn zuerst eine Wendung machen, und noch einmal zum Schlosse und in die Parkalleen, die völlig leer waren, gehen hieß. Er dachte vor allem jetzt — „erst alles in Ehren ordnen". Das mußte ja geschehen. „Dann werde ich schon sehen, wie leben oder nicht!"

Der Gedanke kam ihm auch in seiner plötzlichen Unentschlossenheit, als ob er die alte Gräfin sehr lieb hätte, und es nicht passend wäre, sie ohne ein Wort des Dankes und Abschieds zu verlassen. Das ging alles nur unbestimmt in ihm hin, ehe er doch die eingeschlagene Flucht von neuem aufnahm, weil er plötzlich wieder die Schmach gefühlt, so in seiner lächerlichen Lage irgend jemand, wer es auch sei, noch gar zu begegnen. So lief er hastiger, einsam den abendlich beglühten Schattenweg hinunter. Und er lief jetzt nur wieder, wie wenn er gepeitscht würde. Er suchte mit aller Not aus der ganzen Lage voll Widersinn und Bedrohung hinauszufliehen.

Da bog Alice in sanftem Gange aus Abendschatten in seinen Weg ein. Sie sah ein wenig bleich aus, aber sie schritt sicher. Sie kam auch gleich ganz bestimmt auf ihn zu.

Graf Michael entblößte seinen dunklen Kopf.

Alice war einfach und freundlich.

„Ach, du mein Himmel", sagte Michael, und wußte nicht recht noch ein Wort hinzuzufügen.

„Ich sagte es Ihnen ja —!" sagte Alice. „Aber die Welt fällt nicht ein. — Ach, Gott! Auch wenn es harte Worte gab. Die ändern nichts an den Dingen", sagte sie kindlich.

„Wissen Sie denn alles?" fragte er bestimmt.

„Mir scheint, viel zu wissen ist nicht immer das Himmelreich," sagte sie launig verhalten.

„Ich werde Ihnen jetzt kaum eine Erklärung geben können über alles", sagte er hart und in sich.

„O nein, nein! — Nicht doch! — Nur werden Sie wissen wollen," sagte sie ohne Rücksicht, „daß ich mehr hoffe, als nur solche Verwirrung."

„Mein gnädiges Fräulein" — sagte Michael demütig — und sah in die Ferne, wo am Tor der Wagen seiner harrte.

Es war summende Stille um sie. Ein Pirol sang. Ein Finke schmetterte aus dem mächtigen Eichenbaum. Es war Frieden ringsum.

„Wenn Sie alles wissen und doch kamen", sagte er zögernd — und sah in ihre Augen, die wie die einer zärtlichen Frau schimmerten, und ihm Wohltun zuredeten ohne Ziel.

„Mein Gott, Sie werden Ihre Kraft wiedergewinnen. — Es wird ein Wendepunkt kommen. Sie werden es doch einrichten," sagte Alice stark.

Michael zögerte noch immer.

„Sie werden sich doch wiederfinden" — sagte Alice bestimmt, und Güte und Gram sah nieder aus ihren Zügen.

Daß Michael Alices Hände eilig ergriffen hatte, und beide sanften, braunen Hände in seine Augenhöhlen einpreßte. Daß er die Hände küßte, wie wenn er sich nicht los-

lösen könnte — die Hände ansah — in Erstaunen, als wenn sich seine kalten Augen erschrocken hätten — als wenn er sich vergessen hätte — als wenn er eine Vision sähe.

„Es ist nicht weiter Zeit", sagte sie.

„Schreiben Sie mir!" sagte sie, „wenn sich alles zum Guten gewendet."

„Schreiben Sie offen an mich. Sie wissen ja, wo ich bin — nicht? Meine Eltern haben kein Mißtrauen. Ich mache aus nichts ein Hehl. Man muß klar leben," rief sie im Gehen.

Michael war wie im Taumel — noch immer einmal nach Alice rückgewandt — beglückt und zerrissen — und derart in großer Verwunderung zum Wagen geeilt, der ihn die alte Kastanienallee hinausfuhr.

Alice hatte sich nicht umgeblickt.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Lessing-Theater: Kaiser Karls Geisel. Unsere Kultur will neu werden. In das veränderte Gesicht der Welt hat das viele Eisen der Maschinen härtere, festere, vielleicht auch kältere Züge eingezeichnet; es wohnt sich schlecht in den Grenzen der Moral von gestern. Die Empfindlichen empfinden dies, fröhlich oder bang; die Schreckhaften zittern oder wettern; ein Mutiger macht da und dort den Versuch, in Gleichmut oder in Trotz danach zu leben; einen Namen dafür weiß niemand. Wie sollte auch Moral, die noch nicht ist, die aus der Bewegung und dem Gebrauch der toten Dinge erst den lebendigen Herzen herüberdämmert, in die sichere Fassung bestimmender Worte aufgenommen werden? Geschähe ihr das jetzt, noch ehe sie recht geboren ist, sie könnte, in starre Worte eingebunden, wohl gar nicht mehr ganz zum Leben kommen. So tastet die ahnende Sprache von heute an Bildern und Gleichnissen herum, damit doch den Geistern, die zur Erkenntnis vorwärts drängen, ein Anhalt für ihren Ausdruck gegeben sei. Heidentum ist so ein Gleichnis. Sein Inhalt ist, genau betrachtet, nichts anderes als Negation, Wegleugnung alles Strengen und Verhaltenden in den Lehren vom christlichen Leben. Dämmert wirklich das alte Heidentum wieder herauf: hellenisch-asiatische Sinnlichkeit, römische Sachlichkeit, germanische Schwärmerei in der wilden Natur? Ich kann nicht glauben, daß die ungeheuere, rätselhaft zerspaltene, riesenhaft starke und frauenhaft zitternde Seele unserer Zeit sich nach irgendeiner von jenen verschollenen schönen Einfachheiten neu ordnen könnte. Heidentum ist nur ein Gleichnis. Diejenigen gebrauchen es gern, denen, weil unsere Kultur neu werden will, das Christentum zu alt erscheint.

Dichter gebrauchen es gern. Sie sind die Empfindlichsten unter jenen Empfindlichen, denen es im Herzen anders zu schlagen beginnt, wenn irgendwo im innersten Geäder unserer Kultur neue Säfte im Einströmen sind. Die stärkeren von ihnen, mit den männlichen wilden Zügen, schweigen und bilden, setzen knirschend, in wütendem Drang zu schaffen, Strich an Strich, Form über Form, fast unbekümmert, ob es herrlich gelingt oder schmählich verdirbt. So schuf uns Wedekind seine furchtbare Heidin Lulu und das Zerrbild des Marquis von Keith. Gerhart Hauptmann, dieser andere größte unter den heutigen deutschen Dramatikern, gehört dagegen zu den frauenhaft Zitternden. Diese müssen sich erst auseinandersetzen. Sie greifen nicht zu und setzen keinen Zug an, bevor sie nicht in schmerzlicher Zwiesprache mit sich selbst Erklärung und Verantwortung ausgefunden haben. Hauptmann, der Nazarener, kann das bißchen zukünftige Heidentum, das er dichterisch vorempfindet, noch nicht furchtlos ansehen. Seit es ihn damals, zur Zeit der versunkenen Glocke, unter die gottlosen Waldgeister trieb, wirft sich seine Dichtung unruhig zwischen Fragen und Träumen umher. Der Christ und der Germane in ihm haben argen Unfrieden. Zwischen Vor und Zurück bleibt ihm das Drama haltlos stehen, innerlich unvollendet. Vom belehrsamen Märchen zum fabelnden Traum und von da zur moralischen Legende irrt der Schritt seines neuen Gewissens. Ist es nicht tiefere Bedeutung, daß dieses, noch zaghaft und allzu zart, seiner Erfindung immer nur kindlich-weibliche Formen eingibt, ihm als elbisches Wesen, als tanzendes Fünklein oder als wildes Heidenkind Gestalt wird? Seine zitternde Liebe gießt, was sein eigenstes Empfinden vorahnt, in schlanke, gebrechliche Glieder, macht aus dem, was sich in Kraft und Schwere ankündigen will, ihr duftigstes und luftigstes Gebild. Heidentum, in den Spiegelungen und Brechungen christlichen Glorienglanzes strahlend. Hier ist der arge Riß in seinem späteren Wachstum. Er

liebt wohl das Harte, Stolze, Wilde, Blutvolle, Heidnische, das seinem Seherauge aus der Menschheit Zukunft herüberschimmert; aber er liebt es mit einer allzu christlichen Liebe, demütig, fast furchtsam, und immer zur weichsten Vergebung bereit. Und gerade die Sinnlichkeit, der beste Teil des neuen Stolzes und der neuen Freude, fehlt seiner zärtlichen Liebe am meisten. So kann sich ihm das voraustanzende, in nächste Zeiten hinauslachende Heidentum nicht willig ergeben, so muß es gegen seinen nazarenisch sanften Willen zurückschlagen, unter seiner ängstlichen Hut versterben, wie dieser Sachsengeisel bei Karl dem Großen geschieht. Von lauter Fragen, Zweifeln, Forderungen gehetzt, sinkt das noch allzu schwächlich erträumte Bild vor der Zeit leblos zusammen, und sollte doch jauchzen und lachen und locken und nichts als Leben sein, von einem neuen, blühenden Leben. Dem Anderen, der den wissenden klaren Willen hat, weil er in Tat und in Erkenntnis auf der Erde und über seinem Leben steht, ist alle Macht und aller Raum gegeben. In unlösbarer Ohnmacht geht dieses vielbedeutende Heidenkind durch die gewaltige Herrlichkeit Karls des Großen hindurch und läßt im Grunde nichts darin zurück als ein paar Fragen, die es im Kommen schon mit sich brachte. „Sagt mir, was ich nicht weiß: warum die Welt zerriß?“ und weiter: „Bist du nur eine Flocke Höllenglut, wie muß es sein, das Meer!“ Hier war kein Kampf, hier ist kein Drama. „Wie muß es sein, das Meer!“ Wir hätten's gern im Tiefsten gefühlt. Der Dichter fragte wohl seine Sehnsucht, aber diese erschrak vor sich selbst. Und die kleine Flocke Höllenglut (das arme Fünklein von früher) verzichte, statt reichen Flammensegen auszuspenden, kläglich in der winterlichen Luft um den erhabenen alten Mann. Zu ihm, in die schützend festen Umrißlinien dieser feierlich großen Figur, die aus Nebeln sagenhafter Geschichte in starker, durchaus menschlicher Bestimmtheit aufragt, flüchtet der Dichter sein Gewissen, seinen zagenden Willen, sein ganzes Gefühl von sich selbst. Darum wird sie ihm so übermächtig, so prachtvoll riesenhaft, so bis in die tiefsten, leidvollsten kleinen Risse hinein voll aufrechter unzerbrechlicher Macht über das Leben, wie ihm seit Florian Geyer keine mehr gelang. Dieser Karl gehört zu dem Maskulinsten, was der so wunderbar weiblich begabte Gerhart Hauptmann geschaffen hat. Ein Mann, ein großer, stolzer, weicher und starker, ein ganzer und deutscher Mann. Von allen, die heute schreiben, ist keiner, der solche zärtlich gewaltige Mannheit aus seiner Seele hervorzaubern kann, als Gerhart Hauptmann, der wunderbar weiblich begabte Dichter. In solchen Figuren scheint manchmal seine Sehnsucht nach trotzig ungebrochenem Leben mit allen Forderungen seines zögernden Gewissens herrliche Versöhnung zu feiern. Da umhüllt ihn wieder die ruhige Ganzheit, die er verloren hat, seit er in das Unwetter der Fragen nach neuer Sittlichkeit hinausgetreten ist. Wo er sich nicht mehr mit christlichen Zweifeln um sein junges Heidentum quält, wo er schweigt und schafft, da wird er auf einmal wie jene anderen mit den männlich wilden Zügen; ja fester, größer und um vieles schöner als sie. Auch heidnisch schön . . . er darf nur eben von seinem Heidentum nichts wissen.

Verse, wie die seinen in diesem letzten Stück, von so stiller und tüchtiger Schönheit, ohne Lärm und ohne Blasen, in einfachen, kräftigen, ungesuchten Farben blühend, brauchen einen Stil der Sprache, den von den heutigen Künstlern der Bühne nur herzlich wenige haben. Herr Marr, der wackere Riese, hat ihn keinesfalls; und so zerbrachen in seiner rauhen Kehle, die aller heldischen Mannheit und aller wilden Jägerlust des Kaisers Karl die glaubhaftesten Töne gab, gerade die wertvolleren Worte von tiefer und besonderer Menschlichkeit.

Kleines Theater: Der König Kandaules. Unsere Kultur will neu werden. Die Empfindlichen empfinden das, den Nachdenklichen gedeiht es zu vielfältigen Problemen. André Gide, der seine feine Empfindung für Gegenwärtiges und Nächstes wissentlich zur klaren gedanklichen Bestimmtheit erzogen hat, stellt hier eines von diesen vielfältigen Problemen auf. Es ist seltsam und noch kaum von einem modernen Dichter so deutlich angerührt. Es handelt vom Geben und Nehmen, und so mag es wohl auch irgendwie in den Welten christlicher Morallehre gewurzelt haben, bevor es einen triebkräftigen Keim so weit hinaus in dieses völlig moralfreien Geistes Furchen sandte. Um Gut und Böse ist es Gide nicht mehr zu tun, die Fragen der verletzten und der versöhnten Scham (die der stumpfsinnige Vergleich mit Hebbel ihm immer vor die Füße wirft) berühren ihn nicht im mindesten. Er spricht vom Geben und Nehmen; vom äußeren Reichtum, der Kräfte erstickt, und vom inneren Reichtum, der Kräfte errafft. In seiner Vorrede ist es deutlich genug zu lesen. Der Kampf dieses Dramas stellt nicht Persönliches und nicht Moralisches, er stellt Soziales gegeneinander. Wer reich und gut und mächtig ist, der wahre sich und seinen Besitz. Verschwendung tötet. Sie fängt beim Unlebendigen an, aber rastlos, ziellos, ihrer selbst nie froh, greift sie bald auf das Lebendige hinüber; und kein Leben kann es jemals ertragen, wie eine tote Sache

verschwendet worden zu sein. Dies ist in Gides Drama die Tragödie des Königs Kandaules. Er stirbt daran, daß er lebendige Schönheit verschwendet. Die Ueberfülle seines Reichtums und die Last uralter Ueppigkeit haben sein Gewissen auf dieser einen Seite zusammengedrückt. So wird es zum innersten Gesetz seines Lebens, daß er immer nur weggeben, von sich werfen, sich im Verschenken auflösen muß; und dabei übersehen muß, daß auch das Geben seine strengen Gesetze hat, die unerbittlich töten, wenn sie beleidigt werden. Ueber ihn kommt der Plebejer herauf, der hungrige, rauhe, karge, der, ohne es irgendwie erfahren zu haben, das Wissen von der notwendigen Bewahrung besten Gutes einfach als Selbstverständliches mitbringt. Er verhält und verhüllt sofort, was er an Schönheit und Leben für sich gewonnen hat. So sieht in diesem Stück der Dichter das Starke und Sieghafte, das über die alten Kulturen, die sich ihrer Auflösung nicht erwehren können, kommen soll. Sieht es mit einem prächtig moralfreien Blick, nicht gut, nicht böse, in erquickend kühler Klarheit. Er denkt, wie französische Köpfe denken: in bestimmten, scharf ausgeformten Begriffen, die er bis zum vorgesetzten Ziel entwickelt. Darüber hinaus ist nichts. Und wie der Gedanke, so das Wort. Es bedeutet nichts hinter seinem klaren Inhalt. Unendlichkeiten weiter und vager Gefühle werden nicht heraufgebracht. Auf ruhiges Anschauen, aufmerksames Hören, und williges Verstehen kommt alles an, wenn dieses Werk, wie es gegeben wurde, genossen werden soll. Daß freilich dieses knappe Verstehen einer so klar vorgetragenen Sache bisher noch keinem Publikum gelingen wollte — auch dem französischen nicht, zu dessen Geist der Geist des Stückes immerhin als ein verwandter sprechen müßte —, ist eine von den Unbegreiflichkeiten, die sich in dieser unbegreiflichen Welt des Theaters ja ohne Ende neu gebären.

Willi Handl.

Musik.

VI. Konzert des Mozartorchesters unter Karl Panzner: Max Schillings — Das Eleusische Fest, Das Hexenlied. Es ist mit der Kunstgattung des Melodrams eine eigene Sache. Sicher erscheint es ästhetisch am vollwertigsten, wenn es wirkliches Melodram auf der Bühne ist. Dann kann es unter Umständen innerlich wahrheitsgemäß, also sozusagen ethisch, durchaus am Platze, ja geradezu bedingt sein. Voraussetzung ist natürlich ein innerlich wahres und klares, aus dem Kern und Wesen des Stofflichen heraus schaffendes Gestalten. In der pathetischen oder lyrischen Oper zur Musik des Orchesters sprechen zu lassen, wird ja immerhin nur unter ganz besonderen Umständen logisch und gefühlsmäßig richtig sein. Möglich und denkbar sind solche Fälle hier durchaus, wenn auch vielleicht weniger leicht sich ergebend, wie in der komischen Oper.

Wird das Melodram nun aber von der Bühne losgelöst, dann hört es im Grunde auf, Drama zu sein. Man müßte es denn als Monodram auffassen, was ja immerhin einiges für sich haben dürfte. Der ästhetische Widerspruch, welcher durch die Verpflanzung des Melodrams in den Konzertsaal und durch seine Anlage für den konzertmäßigen oder intimeren Vortrag in re ipsa entsteht, war der an sich nicht unbegründete Anlaß für den ganzen langen Streit, die Unklarheit und die ablehnende Haltung vieler hinsichtlich einer so eigentümlichen Erscheinung.

Da kam die Praxis, und sie warf alle Theorie buchstäblich über den Haufen. Der höchst seltsame Fall ward und ist Ereignis, daß eine Kunstübung, die kein innerlich naturwahres Ganzes hervorzubringen vermag, doch in ihrer Wirkung festgefügt dasteht und ihre Daseinsberechtigung einfach durch ihr Dasein bewiesen und bekräftigt hat. Ein wirklich merkwürdiger Fall, zu dem sich nicht so leicht ein Analogon finden dürfte. Man kann das Phänomen wohl so erklären: das Melodram redet gleichzeitig mit den Mitteln zweier Künste zum Hörer, es erzählt einen Stoff auf zwiefache Art, ohne daß das eine Ausdrucksmittel das andere bedingte. Die Musik könnte an sich ebensogut fortbleiben. Was in einer ästhetisch vollwertigen Oper unbedingt ein Nonsens wäre. Denn ist sie wesensecht, dann muß in ihr geradezu die Musik aus dem Texte hervorwachsen. Daß aber die Musik im Melodram in der Wirkung mit der Rezitation zu einem Ganzen verschmelze, ist jedenfalls nur möglich, wenn die Musik in ihren Grenzen bleibt: am ehesten, wenn sie bereits im Stoffe eine Rolle spielt. Daneben aber jedenfalls nur noch, wenn sie lediglich die Gefühls- und Stimmungswerte des Stoffes aufnimmt und wiedergibt und sich jeder Wiedergabe anderer äußerer Elemente enthält.

Es ist klar, daß nur ein reines und feinsinniges Kunstempfinden hier den richtigen Weg der Gestaltung finden wird, und es ist in diesem Sinne für Max Schillings charakteristisch, welche Beschränkung er sich in dem Umfange seiner Musik zu dem Schillerschen Gedichte aufgelegt hat. Fast könnte man infolge des Mißverhältnisses des Umfanges der rein rezitatorischen Elemente dieses Gedichtes zu dem der musik-ermöglichenden die Wahl des Poems keine glückliche nennen. Im

„Hexenliede“ sind die Verhältnisse jedenfalls bessere, daher auch seine größere Wirkung. Die Musik selbst ist ja im ersteren Falle noch nicht so typischer Schillings, wie im anderen. Aber sie ist fein, anmutig und kunstreich. Könnte man an dem „Hexenliede“ vielleicht bedauern, daß die berückende Weise, welche es als Leitmotiv beherrscht, bei Lichte betrachtet, nicht eben gar so hinreißend schön ausgefallen ist, wie man hätte wünschen mögen, so ist sie doch ausdrucksvoll und gefühlsreich, und das ganze Werk zeigt die technische Meisterschaft und melodisch-harmonische Eigenart seines Schöpfers in ausgeprägtem Maße.

Possarts Sprechkunst und die gut abgetönte Begleitung des Orchesters unter Panzner befestigten den Eindruck, daß das Todesurteil früher Zeiten über das Konzert-Melodram dem lebendigen Leben gegenüber prinzipiell nicht mehr zu Recht besteht.

Alfred Schattmann.

Das Branntweinmonopol.

Am 22. Februar 1886 ist dem Reichstage ein Gesetzentwurf zur Monopolisierung der deutschen Branntweinindustrie vorgelegt worden. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch die deutschen Lande. Niemand wollte von dem Monopol etwas wissen, und erst fünf Jahre zuvor hatte man Bismarcks Versuche, ein Tabakmonopol zu schaffen, mit nicht minder großer Empörung abgelehnt. „Der Deutsche läßt sich von der Regierung viel gefallen,“ schrieb im Jahre 1857 der Minister Delbrück, „er läßt sich viel mehr von der Polizei gefallen als ein Franzose oder ein Engländer. Aber was er sich namentlich im Gegensatz zu den romanischen Völkern nicht gefallen läßt, das ist: aus fiskalischen Gründen die Beschränkung seiner Freiheit, das ist die Einführung von Monopolen.“ Die Worte wurden von Eugen Richter bei der Beratung des Branntweinmonopols im Reichstage wiederholt. Und mit der Abneigung gegen Monopole begründete die Majorität die Ablehnung der Vorlage. Die konservativen Parteien waren selbstverständlich für den Entwurf; Zentrum und Freisinnige aus prinzipiellen Gründen dagegen, die Sozialdemokratie lehnte ab, weil sie dem heutigen Staat, der, von agrarischen Interessen geleitet, der Landwirtschaft höhere Einnahmequellen schaffen wollte, nicht das Vertrauen schenkte, die Macht, die ihm das Monopol gewährt, in volksfreundlichem Sinne anzuwenden. War's kein Fehler, die Regierungsvorlage des Jahres 1886 abzulehnen? Gewiß nicht, wenn die Regierung auf der Form bestanden hätte, die sie dem Gesetz gegeben hat, sicherlich aber unter Berücksichtigung der Veränderungen, die in den nächsten zwanzig Jahren in der Branntweinindustrie vor sich gegangen sind. Der Regierungsentwurf wollte die Herstellung des rohen Branntweins der privaten Erwerbstätigkeit überlassen. Nur eine übermäßige Produktion sollte dadurch verhindert werden, daß neue Brennereien nur errichtet, bestehende nur erweitert werden durften, wenn der Bundesrat die Zustimmung gegeben hat. Die Monopolverwaltung übernahm die Pflicht, den Brennereien dasjenige Quantum abzunehmen, das sie nach dem Stande vom 1. Oktober 1884 zu produzieren pflegten. Die Reinigung des Branntweins, die Weiterverarbeitung zu alkoholischen Getränken, sowie der Verkauf sollten fortan nur dem Reiche zustehen. Die Opposition fragte, warum man nicht auch den Brennereibetrieb verstaatliche, warum den Landwirten denn ein Preis von 30—40 Mk. pro Hektoliter reinen Alkohols (für Kartoffelbranntwein; je nach Festsetzung des Bundesrats) gewährt werden sollte. Die Frage war berechtigt, doch unsinnig scheint mir gewesen zu sein, hierin einen Ablehnungsgrund zu finden. Eugen Richter wies darauf hin, daß derselbe Branntwein, der den Agrariern im Durchschnitt mit 35 Mk. abgenommen werden sollte, der Marktlage entsprechend nur mit 20—25 Mk. hätte verwertet werden können. Gewiß; aber die Branntweinindustrie hatte damals infolge einer Ueberproduktion Jahre des Minderertrages hinter sich, und der Preis war hierdurch gedrückt worden. Die Forderung war töricht, der Landwirtschaft zuzumuten, ihren Branntwein dauernd der Regierung zu einem Preise zu verkaufen, bei dem die Brennereien eine Rentabilität nicht abwerfen.

Wichtiger war der Einwand, die von der Regierung beabsichtigte (in merkwürdiger Offenheit von vornherein zugestandene) Verteuerung der Verkaufspreise belaste die breiten Schichten des Volkes. An die in der Begründung der Monopolvorlage ausgesprochene Ansicht, gerade hierdurch werde der Konsum des Trinkbranntweins erheblich abnehmen (was aus sozialpolitischen Gründen erstrebenswert sei), konnte im Ernst niemand glauben. Der Verkaufspreis sollte pro Liter reinen Alkohols 2,50 Mk. betragen, während er sich bisher im Kleinverkauf damals nur auf 1 Mk. bis 1,50 Mk. gestellt hatte. Der Mangel der Regierungsvorlage bestand von vornherein darin, mit einem Reinertrag des Monopols von 303 Millionen Mark zu rechnen; hätte man sich mit 100 Millionen Mark begnügt und dementsprechend niedrigere Verkaufspreise eingesetzt, so wäre die Ablehnung ein Fehler gewesen. Der wäre wohl von den Oppositions-

parteien (des „Prinzips“ wegen) auch ohnehin gemacht worden; auch ohne den weiteren Mangel des Entwurfs, den Verschleiß des Alkohols in die Hände der Regierung zu bringen. Denn hierdurch schuf man einen heftigen Widerstand in den Reihen der Gastwirte, Destillateure usw., die eine günstige Einnahmequelle aufgeben sollten. Der Protest dieser Kreise aber stärkte das Rückgrat der Reichsboten. Monopolisieren soll man nur Betriebe, die sich in den Händen weniger befinden; die Opposition der Allzuvielen schafft unnötigen Widerstand.

Daß die Monopolisierung unter Ausmerzung der erwähnten Fehler für die deutsche Volkswirtschaft von heilsamem Nutzen gewesen wäre, braucht heute kaum noch bewiesen zu werden. Zwei Momente waren es, die an die Stelle eines Staatsmonopols ein Privatmonopol setzten, das die Schattenseiten des Staatsmonopols aufwies, ohne dessen Nutzen darzubieten. Diese beiden Momente bildeten das Kontingent und die Gründung des Spirituskartells. Beide zusammen verliehen der Branntweinindustrie eine Machtstellung im Reiche, wie sie auch der Staat in größerem Maße nicht hätte haben können. Aber die Einnahmen flossen natürlich nicht dem Reiche, sondern der Privatindustrie zu. Nachdem die Monopolvorlage abgelehnt worden war, schuf man am 24. Juni 1887 ein neues Branntweinsteuergesetz. Für eine bestimmte Menge der jährlichen Spiritusproduktion, die nach der Anzahl der Bevölkerung berechnet wurde, sollte den Brennern ein Vorzugssteuersatz eingeräumt werden. Die Verbrauchsabgabe, die pro Hektoliter 70 Mk. betrug, wurde für dieses Kontingent auf 50 Mk. ermäßigt. Diese Rückgewährung von 20 Mk. (die noch heute unpopuläre „Liebesgabe“) schaffte der Regierung die Möglichkeit, die Steuereinnahmen der Branntweinproduktion zu erhöhen, und schützte die Brenner vor einer Ueberproduktion. Dadurch wiederum konnten die Preise mehr als bisher gehalten werden, und der Kapitalwert der Brennereien erfuhr eine beträchtliche Steigerung. Gleichzeitig aber wurde (da neue Brennereien die Vergünstigung nicht erhielten) der Weg zur Konzentration geebnet, der im Jahre 1899 in der Gründung der Spirituszentrale mündete. Mit ihr war das Privatmonopol geschaffen, denn nun folgte eine Aera der Preiserhöhungen, und mit jedem Jahre wurde das Kartell fester gefügt. Der Preis des Sprits ist im Jahre 1907 nicht weniger als viermal erhöht worden, immer mit der Begründung einer schlechten Kartoffelernte, die aber nach Ansicht wichtiger Fachkreise sich mindestens als starke Uebertreibung erweist.

Vor allem aber wurde durch das Kontingent und durch die Kartellierung jede spätere Monopolisierung der Branntweinindustrie erheblich erschwert. Das zeigt sich auch jetzt, wo der Reichsschatzsekretär zur Vermehrung der Einnahmen das 1887 begrabene Monopol mit wichtigen Abänderungen aus dem Tode erwecken will.

Der Gesetzentwurf liegt bereits dem Bundesrat vor; seine wesentlichsten Grundzüge sind bereits durchgesickert, und man kann darum, obgleich es noch nicht feststeht, ob an den Zeitungsmeldungen nicht manches falsch ist, schon einige Worte darüber sagen. Während es anfangs hieß, die Monopolvorlage sehe eine Verstaatlichung der Brennereibetriebe vor, wird jetzt die wahrscheinlicher klingende Nachricht verbreitet, nicht die Brennerei-, sondern die Spiritusindustrie soll in den Besitz des Staates übergehen. Wie beim ersten Entwurf soll den Brennern ein fester Abnahmepreis für den Spiritus gewährt werden. Den im Jahre 1887 begangenen Fehler, auch den Vertrieb durch Reichsagenten vorzunehmen, scheint man eingesehen zu haben. Die Abnehmer des Sprits sollen nur gezwungen werden, allein vom Staate zu kaufen. Deutlich ist schon erkennbar, daß der Monopolentwurf ein Produkt der famosen Blockpolitik ist. Die Agrarier werden anscheinend diesmal bessere Preise erhalten als im Jahre 1887. Denn der damalige Durchschnittspreis von 35 Mk. wird längst von dem Spirituskartell überschritten. Es zahlt den Brennern für den 70er Spiritus zurzeit etwa 48 Mk. Hieraus erklärt sich auch die Stellung der agrarischen Presse gegenüber dem Monopol. Sie behauptet, kein Interesse an der Verstaatlichung zu haben, da sie durch die Spirituszentrale vor einem Rückgang der Branntweinpreise geschützt ist. Deshalb versucht man auch, den Agrariern noch einen anderen Vorteil einzuräumen, indem man die gewerblichen Brennereien in viel stärkerer Weise als bisher gegenüber den landwirtschaftlichen benachteiligt. Das würde schließlich noch angehen; viel schlimmer ist, daß die Regierung offenbar beabsichtigt, die Spritfabriken in ganz ungerechtfertigter Weise zu begünstigen. Dagegen muß beizeiten Front gemacht werden, und zwar in so geharnischter Form, daß der Regierung der Mut vergeht, dem Reichstage auch nur einen solchen Entwurf vorzulegen. Der Monopolplan stammt, wie an der Börse behauptet wird, von Herrn Stern, dem Direktor der Posener Spritfabrik und einem der eifrigsten Förderer der Syndikatsidee. Schon hierdurch wird sein Zweck deutlich gekennzeichnet; noch mehr aber durch gewisse Vorgänge, die man in den letzten Monaten an der Börse zu beobachten Gelegenheit hatte. Zu

einer Zeit, wo die Kurse der Industriepapiere ständig gewichen sind, haben die Aktien der Spritfabriken eine Steigerung um durchschnittlich 40—50 % erzielt. Die Herren Stern und Zwicklitz (der als Direktor der Breslauer Spritfabrik ebenfalls dem Syndikat angehört) haben, wie erweislich wahr ist, durch ihre Käufe den Preis der Spritaktien so stark erhöht. Selbst wenn man annimmt, daß sie ursprünglich diese Käufe nicht infolge der bevorstehenden Verstaatlichung vorgenommen haben, sondern weil sie wußten, daß die ständige Erhöhung der Spritpreise die Erträgnisse der Fabriken wesentlich bessern werden, muß mit Entschiedenheit dagegen protestiert werden, daß die Regierung die Spritfabriken auf Basis dieser in die Höhe getriebenen Kurse erwerben will. Ich halte ein Monopol im Prinzip für nützlich und durchführbar, doch nur unter der Voraussetzung, daß die Spritfabriken zu annehmbaren Preisen erworben werden, und zweitens, daß eine Parlamentskommission die Festsetzung der Verkaufspreise vorzunehmen hat.

Warum Herr Stern maßgebenden Regierungskreisen den Vorschlag zur Monopolisierung gemacht hat, ist klar ersichtlich, wenn man an die Verhandlungen zurückdenkt, die zur Verlängerung der Spirituszentrale geführt haben. Der bisherige Kartellvertrag läuft am 1. Oktober dieses Jahres ab, ist aber bereits, nach langen erbitterten Kämpfen, auf weitere zehn Jahre erneuert worden. In dem neuen Vertrag ist die Reinigungsprämie, d. h. also der Gewinn der Spritfabriken, ermäßigt worden. Diese erklärten ganz offen, daß sie sich mit dem geringeren Gewinn nur zufrieden geben könnten, weil sie bisher in der Lage gewesen sind, infolge der hohen Einnahmen beträchtlichere Reserven zu stellen, so daß die Fabriken jetzt niedriger zu Buche stehen. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Spritfabriken mit einer Ermäßigung ihrer Gewinne werden zu rechnen haben, die vielleicht in der Höhe der Dividenden deshalb nicht zum Ausdruck kommt, weil sie in der Lage sind, von den Rückstellungen der früheren Jahre zu zehren. Weiß man jetzt, warum die Spritfabriken ein Interesse daran haben, ein Reichsmonopol zu schaffen?

Gerade deshalb aber ist rechtzeitig davor zu warnen, eine Verstaatlichung in einer Form vorzunehmen, die den Besitzern der Spritaktien unter entsprechender Belastung des Volkes erhebliche Vorteile gewährt. Ist die Verstaatlichung nicht auf Basis niedrigerer Kurse möglich, so mag man einige Jahre warten, bis die Einnahmen der Spritfabriken zurückgegangen sind. Die Regierung hat drei Fehler gemacht: sie hätte das Monopolgesetz vom Jahre 1887 in eine annehmbare Gestalt bringen müssen (an diesem Fehler hat sich auch der Reichstag beteiligt), sie durfte durch das Kontingent die Zentralisation der Brennindustrie nicht fördern, sie mußte der Spirituszentrale von vornherein mit Hilfe der Gesetzgebung entgegentreten oder bei ihrer Begründung den Monopolentwurf in verbesserter Form erneuern. Diese Fehler liegen lange Zeit zurück; aber nicht minder groß war ihr Vergehen in der neuesten Zeit. Sie hätte, ohne den Interessenten vorher Mitteilung zu machen, den Aktionären der Aktien-Spritfabriken und den privaten Firmen eine Ankaufsofferte unterbreiten müssen; zu jener Zeit, als das Kartell in die Brüche zu gehen drohte. Die Schädigung des Volksinteresses durch diese Versäumnis ist so groß, daß man sich jetzt wenigstens davor hüten sollte, neue Torheiten auszuführen.

Bruno Buchwald.

Musikalische Schriften.

Bereits vor einigen Jahren begann die erste Gesamtausgabe, nicht nur die erste deutsche, sondern die erste überhaupt, der Literarischen Werke von Hektor Berlioz. Die bekannte Weltfirma Breitkopf & Härtel in Leipzig flicht damit ihrem Ruhmeskranze einen neuen, wertvollen Zweig hinzu. Die bis zum Grotesken eigenartige Persönlichkeit dieses bedeutendsten französischen Komponisten ist durchaus nicht nur für Musiker interessant, sondern wird in ihren schriftlichen Aeußerungen die ganze gebildete Welt interessieren, ja vielfach — neben reichster und vielseitigster Belehrung — auch herzlich amüsieren. Denn Berlioz besitzt echten Humor, der eigentlich den Franzosen fernliegt und wohl von dem deutschen Blute stammt, das (nach seinem deutschen Biographen Rudolf Louis zu urteilen) auch in seinen Adern floß. Diesem Humor verband sich der fein pointierte und stark sarkastische französische Witz. Daher enthalten seine Schriften oft die köstlichsten Episoden. Und dennoch ist der Grundzug ein tiefernster, wie bei jedem Humoristen und auch bei jedem wirklichen großen Manne. Von den beabsichtigten zehn Bänden fehlen noch der sechste und der achte. Die übrigen haben folgenden Inhalt: I. und II.: Memoiren; III.: Vertraute Briefe; IV.: Neue Briefe (1819 bis 1869); V.: Ideale Freundschaft und romantische Liebe; VII.: Groteske Musikantengeschichten; IX.: Die Musiker und die Musik; X.: Große Instrumentationslehre; hierzu kommt noch ein Folioband Partiturbeispiele und ein Ergänzungsband „Die Technik

des modernen Orchesters“ von Ch. Widor. — Zu rügen ist nur das nicht ganz einwandfreie Deutsch einer Uebersetzerin, deren Muttersprache vielleicht nicht einmal die deutsche ist: wie viele ausgezeichnete deutsche Uebersetzer hätten sich nicht der genannten Verlagshandlung zur Uebersetzung der Schriften Berlioz' zur Verfügung gestellt!

In letzter Zeit wimmelt es von neuen Richard Wagner-Biographien. Vor einigen Jahren erschien in einer süddeutschen Sammlung eine solche in kurzem Umriß von dem bekannten Komponisten Wilhelm Kienzl. Im vorigen Jahr kam der erste Band einer dreibändigen Biographie in der Bettlheimschen Sammlung in Berlin heraus, die den bekannten und namhaften Literarhistoriker Max Koch in Breslau zum Verfasser hat, aber kaum vor zwei Jahren zu Ende geführt werden kann. Ein treuer englischer Freund der Wagnerkunst, Ashton Ellis, arbeitet seit mehreren Jahren an einer Wagnerbiographie von geradezu riesenhaftem Umfange. Im vergangenen Jahre wurden wir außerdem durch eine ausgezeichnete Wagnerbiographie von Bürkner erfreut, welche aus dem rechten Geiste geflossen ist und besonders demjenigen Teil des Publikums warm empfohlen werden kann, welcher kurz aber gut über Richard Wagners Leben und Werke unterrichtet sein will. Alles Genannte aber tritt an Bedeutung und meist auch im Umfang bedeutend zurück hinter Karl Friedrich Glasenapps großem, sechsbändigem Werke: Das Leben Richard Wagners, in sechs Büchern dargestellt (bei Breitkopf & Härtel in Leipzig). Diese Biographie ist das standard work über Richard Wagners Leben und wird es voraussichtlich bleiben. Konnte man der vor Jahrzehnten erschienenen, bedeutend kleineren, ersten Auflage hier und da den Vorwurf zu geringer Objektivität und zu großen subjektiven Enthusiasmus machen, so haben sich die neuesten Auflagen (gegenwärtig liegt die vierte vor) gerade durch ihre streng sachliche Quellenforschung und strenge Kritik des vorliegenden überreichen Materials den vollen Beifall auch der wissenschaftlichen Musikhistoriker zu erringen gewußt. Dabei ist der Enthusiasmus des Autors nicht verringert und verleiht seinem Werke eine mitreißende Wärme und den Stempel einer kräftigen Persönlichkeit. Die Neuauflage ist bis zum fünften Bande gediehen; der sechste und letzte dürfte erst im Laufe dieses oder des nächsten Jahres als Abschluß des Ganzen zu erwarten sein. Der fünfte Band umfaßt den Lebensabschnitt von 1872 bis 1877, also von der Grundsteinlegung des Bayreuther Bühnenfestspielhauses bis zum Ende der ersten Bühnenfestspiele (mit der Uraufführung des gesamten „Ring des Nibelungen). Es war eine Zeit schweren Ringens, zerstörter Hoffnungen und aufreibender Kämpfe, die zwar mit einem für alle Zeiten bedeutsamen, damals aber in seiner Größe kaum geahnten, keinesfalls aber verstandenen Siege endete, aber mit einem durch schwere Opfer allein ermöglichten Siege, dem neue Kämpfe zur eigenen Festigung erst noch folgen mußten, Kämpfe, die den Meister bis zu seinem Tode begleiteten und deren Schilderung der Schlußband des ausgezeichneten Werkes gewidmet sein wird. Glasenapps Biographie wird nach ihrer Vollendung den berühmtesten Biographien unserer großen Dichter, Denker, Musiker, Künstler und Helden mindestens gleichwertig sein; sie muß in jeder Fachbibliothek und in jeder besseren Hausbibliothek ihren Ehrenplatz einnehmen!

Kurt Mey.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Sei bange um dein Auge.

Es gibt Menschen, die so wohlerzogen sind, daß sie schweigen, ihre Gedanken verbergen können; Gedanken, die sie nicht besitzen, aussprechen; sich in fremde Stimmungen versetzen können, als seien es ihre eigenen. Eins aber kann selten erzogen werden: das Auge. Wenn du in einer Gesellschaft bist und jemand hält eine lustige Rede auf den Wirt, in der dessen Schwächen in unpassender Weise bloßgestellt werden, so hüte dich, mit einem Blick deinen Beifall zu erkennen zu geben. Dieser Blick kann dir einen Feind fürs Leben schaffen.

Wenn du auf der Straße gehst und siehst, wie der Wind das Kleid eines jungen Mädchens aufwirbelt, so blick nicht dahin. Jemand kann deinen Blick auffangen und dir Uebles nachsprechen.

Wenn du zusammen mit andern ein Musikstück anhörst, so wechsle nicht mit einem Zuhörer Blicke. Dein beifälliger Blick kann als kritisch, ironisch von dem Spielenden aufgefaßt werden, denn der sieht euch im Jakarandaspiegel des Klaviers.

Wenn du ein Wohl ausbringst, so spiegle dich lieber im Wein, statt umherzuschielen. Ein unstätes Auge erregt Mißtrauen, und der Wein verrät gern die Wahrheit.

Wenn ich in Gesellschaft gehe, werfe ich mich in eine Trance von Wohlwollen, Rücksicht, unkritisch, ohne nachzudenken; bin aber immer bereit, ein abweisendes oder ausdrucksloses Gesicht aufzusetzen, wenn man in meine Seele einzubrechen sucht. Und auf der Straße gebe ich meine Augen nicht fort. Man sagt allerdings: Er sieht einen nicht an. Ich antworte: Doch! Aber nicht jeden.

Sei bange um dein Auge!

*

Ein ganzes Leben in einer Stunde.

Eine seltsame Geschichte, die ich nicht verstanden habe, an die ich mich aber erinnern muß. Ich wachte eines Morgens auf, ohne bekannte Veranlassung heiteren Sinnes. Einer Mahnung folgend, ging ich in die Stadt hinein.

Als ich aufs Geratewohl dahinwanderte, kam ich in das Viertel, in dem ich geboren und erzogen bin. Sah den Kindergarten, die Schule, das Elternhaus. Kam durch enge Gassen; ging an der Volksschule vorbei, in der ich, damals Student, als Lehrer gequält wurde. Sah zwei verschiedene Häuser wieder, in denen ich als Hauslehrer gelitten hatte.

Zog nach Norden, kam nach einer andern Schule, in der ich gepeinigt worden. Auf einen Markt mit einem Haus, in dem während meiner Kinderzeit unser einziger Verkehr wohnte; zwanzig Jahre später wohnte dort im selben Stockwerk mein schlimmster Feind. Kam an einem Haus vorbei, in dem meine Schwester sich vor dreißig Jahren verheiratete. An einem andern Haus, in dem mein Bruder einen harten Kampf durchkämpfte. Nach einer dritten Schule, in der ich Student wurde; im selben Haus wohnt noch heute mein erster und letzter Verleger. Kam an einem Haus vorbei, wo ich vor vierzig Jahren als Theatereleve angenommen wurde und mein erstes Stück einreichte. An dem Haus, in dem ich mich zum erstenmal verheiratete . . .

Da begann es heller zu werden. Ich sah die Möbelhandlung, von der ich meine Einrichtung das letztemal bezog. Ging an der Wohnung vorbei, in der meine Frau und mein Kind vor drei Jahren wohnten.

Während einer Stunde hatte ich mein ganzes Leben in lebenden Bildern durchgemacht. Es fehlten nur drei Jahre: dann war ich in der Gegenwart. Das war ja wie eine Agonie oder eine Todesstunde, wenn das ganze Leben vorbeirast.

Da wurde ich nach Norden gezogen, wo mein letztes Kind und seine Mutter wohnen. Ein Gefühl sagte mir, mitzubringen: 1. Parfüm für die Mutter; 2. Schulgeld für das Kind, denn heute begann es in der Spielschule. Ich unternahm eine Jagd nach dem Parfüm; es sollte Flieder sein, aber ich mußte Maiglöckchen nehmen. Ich wollte auch Blumen haben, fand aber keine. So zog ich nach Norden. Kam in deren Häuslichkeit. Die Sonne schien hinein, der Kaffeetisch war gedeckt, alles strahlte von Schönheit und Wohlbefinden, Gemütlichkeit und Liebe. Ich wurde freundlich empfangen, fühlte in einem Augenblick, daß mein ganzes schwarzes Leben hinter mir lag; empfand das Glück, gerade jetzt zu leben!

Ein Gespräch von vielen.

von A.: Na, Kleingläubiger? Was sagst du nun? Vier Monate Gefängnis! Hab ich's nicht gleich gesagt? Solche Chosen müssen nur feste angepackt werden. Lehmann und Ibsenbiel: Das ist das Rezept.

von B.: Und eine so brave Presse, wie unsere liberale, auf die ihr immer so geschimpft habt. Geh hin und abonniere auf Mosse! — Ernsthaft gesprochen: Ich verstehe euer Entzücken nicht. Der erste Prozeß war fatal. Der zweite mit diesem unheimlichen Urteil ist ein Unglück. Weniger wäre wahr gewesen. Und wenn nun gar noch mehr kommen sollte?

von A.: Seine Schuld, wenn er die vier Monate nicht aushält.

von B.: Das meine ich nicht. Er ist wohl auch zäher, als er aussieht. Das ist einer,

der nur um so härter wird, je mehr man auf ihn haut. Bismarck hat sich nie mit Waschlappen abgegeben.

von A.: Also, was soll denn noch mehr kommen?

von B.: Mehr für Kuno.

von A.: Und wenn? Er hat's weiß Gott verdient, daß wieder alles gut gemacht wird, was . . .

von B.: Na?

von A.: Also: was nicht Harden böse mit ihm gemacht hat.

von A.: Sehr richtig! Das hat er verdient. Es hat ihm ja auch nur das, nur das geschadet. Und ohne das hätten wir weder den fatalen ersten, noch den unglückseligen zweiten Prozeß gehabt. Aber ich fürchte: jetzt wird er zu dick vergoldet werden. Und es wird jetzt überhaupt alles, was für eine Weile sicherlich schwärzer aussah, als es ist, gar zu glühend bengalisch beleuchtet werden. Schon damit man den schwarzen Mann vergißt, der schließlich die Hauptperson in den Prozessen war. Du verstehst mich.

von B.: O ja. So blind bin ich nicht, um den zu übersehen. Das war ja das Böse bei der Sache, daß hinter allem diese Stimme aus dem Grabe grollte. Ein Glück nur, daß der Herr aus Leipzig sie so vorsichtig kommentiert hat.

von A.: Ein Glück für Herrn Isenbiehl, — ja; und bös für Harden im Rahmen dieses Prozesses, der nur bei uns in Preußen als gemeiner Beleidigungsprozeß geführt werden konnte. Nichtsdestoweniger aber wird kein Kommentar, keine Vergoldung, kein bengalisches Feuer imstande sein, es auf die Dauer vergessen zu machen, daß ein Größerer, als alle Lebendigen, seinen Schild über diesen „gemeinen Verleumder" gehalten hat. Und deshalb sage ich: Wirklich freuen kann sich über dieses ungeheuerliche Urteil nur, wer sich freut, wenn Dem etwas am Zeuge geflickt wird. B.

Eulenberg: Ulrich Fürst zu Waldeck.

Im Verlag Marquardt & Co. erscheint soeben das neue Schauspiel von Herbert Eulenberg „Ulrich Fürst von Waldeck", welches noch in dieser Spielzeit am Deutschen Theater in Berlin über die Bühne geht. Wir bringen hier die Widmung des Werkes:

An das Urbild Ulrichs.

Ich weiß nicht, ob du in der Chronik stehst,
Ob du gelebt, so wie ich dich gesehn,
Und ob dein Fleisch jetzt wie einst ich verwest
Und Blumen heut auf deinem Grabe stehn.
Du bist zu mir gekommen in der Nacht
Und hast dein finstres Schicksal mir erzählt;
Oft bin ich dann mit Zittern aufgewacht,
Daß du zu deinem Freunde mich erwählt.
Ich habe dich von deinem Fluch befreit,
Reich mir zum Dank die blutbefleckte Hand.
Ich geb dir weiter nicht mehr das Geleit,
Dein Leid ist in mein Leben eingebrannt.
Ich schlug dein Schicksal an den Himmel an,
Die Menschheit kehrt sich schaudernd in dir um.
Es segnet sich, wer dich ertragen kann,
Und folgt dem eignen Herzen blind und stumm.

Vorträge.

Am Freitag den 31. Januar, 8½ Uhr abends, spricht im Oberlichtsaal der Philharmonie Dr. Hanns Heinz Ewers über „Die Negerfrage", am Sonntag, den 2. Februar, vormittags 11 Uhr, in der Secession (Kurfürstendamm Nr. 200) Professor Georg Simmel über „Psychologie des Schmucks".

Notizen.

Im nächsten Monat wird im „Morgen" das neueste Bühnenwerk August Strindbergs „Der Scheiterhaufen" veröffentlicht werden.

Eine Reihe unveröffentlichter Aufsätze Max Stirners aus dem Jahre 1848 werden folgen. Die Redaktion.

Auf verschiedene Anfragen hin teilen wir mit, daß das Abonnement derjenigen Leser, die auf ein Jahr bei Beginn unserer Wochenschrift abonniert haben, selbstverständlich bis Nr. 23 des neuen Jahrgangs gültig ist.

Die Redaktion.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Für Juristen und Nationalökonomen

lese ich im I. Quartal 1908 folgende Kurse:

I. Die Technik der Börsengeschäfte

Sonnabend nachmittags 1/2 6—7 Uhr. Anfang: 11. Januar.

II. Theorie u. Technik der Bankgeschäfte

(an der Hand der neu erscheinenden Bankbilanzen)

Freitag abends 8—1/2 10 Uhr. Anfang: 10. Januar.

Anmeldungen u. Prospekte bei der **Redaktion des Plutus, Charlottenburg, Goethestr. 69.**

Georg Bernhard,
Herausgeber des Plutus.

Kultur- und Sittengeschichtliche Werke
v. Dr. Eug. Dühren (Hagen, Westfalen)

DER MARQUIS DE SADE U. SEINE ZEIT, e. Beitr. z. Kultur- u. Sittengesch. d. 18. Jahrhdts. m. bes. Bez. a. d. Lehre v. d. Psychopathia sexualis. 4. Aufl. 537 S. 10 M., geb. 11 1/2 M.

DAS GESCHLECHTSLEBEN IN ENGLAND, BES. IN LONDON. 3 Bde. I. Prostitution u. Ehe. II. Flagellomanie. III. Homosexualität u. and. Perversitäten. à 10 M., geb. à 11 1/2 M.

DIE SEXUELLE OSPHRESIOLOGIE, d. Beziehgen d. Geruchssinnes u. der Gerüche z. menschl. Geschlechtstätigkeit. 2. Aufl. 06. Eleg. br. 7 M., Origbd. 8 M.

DAS „VERSEHEN" DER FRAUEN u. d. Anschauungen d. Aerzte u. Naturforscher darüber. M. 10 Abb. u. 2 farb. Umschl. v. Fidus. Ausf. Verzeich. gr. u. fr. Verlagsanerb. erw.

Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Neuer Verlag von Otto Dreyer in Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 19.

Eine Ehecirce — von heute.

Roman aus der Gesellschaft.

Von *.*

Die Schilderung ist ein Beitrag zur Psychologie eines sich hinter den Spruch des Gesetzes und der Kirche verkriechenden Dirnentums.

108 Seiten gr. 8°. Preis 2 M.

Das Magazin

Offiziell. Organ d. **77. Jahrgang.** Vereins f. Kunst

Monatschrift f. Literatur, Musik, Kunst u. Kultur.

Schriftleitung: **Herwarth Walden.**

Zeitgemässe Orientierung auf dem gesamten Gebiete der Literatur, Musik, Kunst und Kultur. Bringt literarische Beiträge (Novellen, Gedichte, Skizzen), Essais und eine Rundschau (Glossen, Besprechungen, Rezensionen) sowie eine Zeitschriftenschau.

Aussprüche
aus den
Dramen Shakespeares.

Von **E. Jacobi.**

Es ist ein erschöpfender Literaturschatz aus den Dramen des grossen Briten, welcher hier mit grossem Fleiss und feinem kritischen Verständnis in deutscher und englischer Sprache zusammengestellt ist.

5 1/2 Bogen 8°. Preis 1 M.

Owanama.

Deutsch - Südwest-Afrika.

Volkstümliche Kolonialkunde für Schule und Haus

von

E. Sembritzki,
fr. Gouvernementslehrer in Kamerun.

Mit 5 Plänen und Karten.

Preis 1 M. 50 Pf.

Neue
Gesang - Methode
nach erweiterten Grundsätzen vom primären Ton
von
Paul Bruns.

. . . . Die methodische Entwicklung des Klangphänomens wird zum kunstvollen Klanggebilde, u. zwar zum künstlerisch schönsten Klangprodukte gebracht . . .

136 Seiten gr. 8°. Preis 3 M.

Leitfaden
für den
Tanzunterricht.

Verbunden mit einer Anleitung zur Ausbildung des Körpers sowie einer Tanzkurzschrift (Stenochoreographie.)

Durch viele Illustrationen veranschaulicht von

A. Preising, †
Kgl. Universit.-Tanzlehrer.

Mit einer Notenheft-Beilage.

13 Bogen 8°. Preis geb. 20 M.

Unbekannte Episoden
aus der
Bismarck'schen Zeit.

Ein politischer Roman

beginnend mit der Verhaftung des Botschafters Grafen Harry von Arnim bis zur Verabschiedung des Fürsten Otto von Bismarck.

Von einem alten Diplomaten.

Preis 60 Pf.

Im Verlage von **Arnold Bopp, Zürich und Leipzig,** erschien:

Victor Hardung:

Seligkeiten

Legendäre Erzählungen künstlerischen Humors

Preis geb. Mk. 2.50
brosch. „ 2.—

In allen guten Buchhandlungen erhältlich

Die Neue Freie Presse in Wien schreibt:

. . . muß es zweimal lesen, dieses bedächtige, dieses leichtfertige Buch, um ganz auf seine Schönheiten und seine heimlichen Reize zu kommen. Ist sonst meist der Witz ins grellste Licht gerückt, sorglich stets mit dem Hauptton bedacht, so hüllt er sich hier schamhaft in Perioden, versteckt sich kichernd in Nebensätzen. Es ist nicht leichtgemacht ihn zu genießen. Aber er ist da und Entdeckerfreuden lohnen, hat man sich erst die Mühe des Suchens genommen. „Introite, nam et hic Dii sunt", so lautet das Motto, das einladend vor den nur angelehnten Toren des Himmels steht, und fühlt man sich später auch geneigt, der Bezeichnung „Dii, Götter" zu widersprechen angesichts der menschlichen, allzumenschlichen Geschöpfchen, die uns begegnen: der Einladung gefolgt zu sein, bedauert man dennoch nicht; denn sie sind reizend, diese kleinen Heiligen und süßen Engel, denen so starke Reste irdischer Empfänglichkeit, weltlicher Vergnügungssucht anhaften, reizend, und amüsant. Und Unsere liebe Frau, die da oben den Ton angibt, sie ist weise, gütig und schön. Eine gute Gesellschaft . . .

Wiesbaden.

Weltbekannter Kur- und Badeort.

Saison das ganze Jahr

Berühmte Kochsalzthermen v. 65,7° C.
Alle modernen Heilverfahren.

Unübertroffene Heilerfolge.

160000 Kurfremden jährlich. 210 Aerzte, darunter Spezialärzte für alle Krankheiten. 230 Badhäuser, Hotels und Pensionen.

Neues Kurhaus,

erbaut mit einem Kosten-Aufwande von fünf Millionen Mark.

Königliches Theater mit Schauspiel und Oper, Residenztheater, mehrere Variétés.

Ebenso bevorzugt als dauernder Wohnsitz.

Alle Annehmlichkeiten der Großstadt u. gleichzeitig des fashionablen ruhigen Kurortes. — Kurprospekte durch die

Städtische Kurverwaltung.

Wiesbaden: Nassauer Hof Hotel u. Badhaus am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
15, Kaiserplatz Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 15.

Unser
illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt

Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.